



GESELLSCHAFT FÜR GESCHICHTE DER WISSENSCHAFTEN, DER MEDIZIN UND DER TECHNIK

Jahrestagung der GWMT 2022
21. – 23. September in Erfurt
„...Humanities“



...Humanities

4. Jahrestagung der GWMT in Erfurt

Die vierte Jahrestagung der Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften, der Medizin und der Technik (GWMT) findet vom 21.-23. September 2022 in Erfurt statt, unter dem Rahmenthema „...Humanities“.

Tagungsseite, Anmeldung & Unterkunft

Direkt zur Anmeldung: www.gwmt.de/veranstaltungen/aktuelle-jahrestagung/

Reservieren Sie Ihre Hotelbuchung so früh als möglich, da in Erfurt parallel diverse Großveranstaltungen stattfinden. In einigen Hotels gibt es ein vorreserviertes Zimmerkontingent für die GWMT-Tagung.

Auf der Tagungsseite finden sich alle weiteren Informationen: <https://www.uni-erfurt.de/philosophische-fakultaet/seminare-professuren/historisches-seminar/professuren/wissenschaftsgeschichte/jahrestagung-gwmt-2022>

Bei Fragen wenden Sie sich an gwmt22@uni-erfurt.de.

Wegbeschreibung zum Tagungsort

Die Universität ist vom Hauptbahnhof Erfurt in ca. 15 Minuten mit den Straßenbahnen Nr. 3 (in Richtung „Rieth“) und Nr. 6 (in Richtung „Europaplatz“) zu erreichen. Ausstieg ist an der Haltestelle „Universität“. Der Universitätscampus liegt direkt gegenüber der Haltestelle.

Für eine Anreise mit dem Auto bitte diese Adresse zu dem Uni-Parkplatz anfahren: An der Parkharfe, 99089 Erfurt.

Rahmenthema: „...Humanities“

Unter dem Titel „...Humanities“ widmet sich die Jahrestagung der *Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften, der Medizin und der Technik* (GWMT) 2022 vornehmlich der Geschichte der Geisteswissenschaften. Damit soll sowohl einem immer noch relativ jungen Forschungsfeld der Wissenschaftsgeschichte Rechnung getragen, vor allem aber auch die Selbstreflexion der Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte *als Geisteswissenschaften* zum Gegenstand gemacht werden. Dass es keineswegs selbstverständlich ist, dass sich die Vertreter*innen dieser Richtungen als Geisteswissenschaftler*innen begreifen, sondern sich vielleicht eher als Wissenschaftsforscher*innen, Kulturwissenschaftler*innen oder Sozialwissenschaftler*innen verstehen, verweist bereits auf die grundlegende Problematik selbst. Thema ist daher nicht nur die Wissenschaftsgeschichte der klassischen Geisteswissenschaften bzw. Humanities, sondern auch die Genealogie der Geisteswissenschaften über ihre mit dem *cultural turn* verbundenen Nachjustierungen hinaus, bis hin zu den jüngsten Formen der ...Humanities: den neuerdings ubiquitär auftauchenden Bindestrich-Geisteswissenschaften.

Termine im Umfeld der Jahrestagung

19.9., 17.00 – 18.30 Uhr	<i>Tacit Knowledge Publikationsworkshop für Pre- und PostDocs: Von der Diss zum Buch</i>	Universität Erfurt, LG 4 Do7 / hybrid
20. und 21.9.	<i>Driburger Kreis</i>	LG 4 Do7
20.9., 12.30 – 19.00 Uhr 21.9., 10.00 – 12.00 Uhr	<i>Fachverband Wissenschaftsgeschichte: Werkstattgespräch Lehre – „Wissenschaftsgeschichte 2032“</i>	AMG 0007 KIZ Hörsaal 2
21.9., 09.00 – 13.00 Uhr	<i>Forum Geschichte der Lebenswissenschaften (FoGeL): Diversität, Gerechtigkeit und Inklusion in der Geschichte der Lebenswissenschaften?</i>	AMG 0007
21.9., 12.30 – 13.30 Uhr	<i>Fachverband Wissenschaftsgeschichte: Mitgliederversammlung</i>	KIZ Hörsaal 2
21.9., 14.00 – 17.00 Uhr	<i>GWMT Mitgliederversammlung</i>	KIZ Hörsaal 2

22.9., 08.00 – 09.00 Uhr	<i>Early Bird's Breakfast Club:</i> NTM-Netzwerkfrühstück für Pre- und Post-Docs	LG 4 Do7
22.9., 08.30 – 9.00 Uhr	<i>AG Frauen*- und Geschlechterforschung:</i> Netzwerkfrühstück	
22.9., 12.30 – 13.00 Uhr	<i>AG Diversität in der Geschichte der Wissenschaft, Medizin & Technik</i>	KIZ Hörsaal 2
22.9., 12.30 – 13.00 Uhr	<i>AG Political Epistemologies of Central and Eastern Europe (PECEE)</i>	AMG 0007
22.9., 13.30 – 14.30 Uhr	<i>Runder Tisch AG Mittelbau:</i> Arbeiten mit Verfallsdatum	KIZ Hörsaal 2
22.9., ab ca. 21.15 Uhr	<i>Tobias Krüger (sax) & jölüp (electronics):</i> Minikonzert, im Anschluss <i>Disko mit DJ-Battle</i>	KIZ Foyer
23.9., 14.30 – 15.30 Uhr	<i>Dekolonialer Stadtrundgang</i> mit Dr. Urs Lindner	Treffpunkt: Ecke Augustinerstr. / Am Hügel, 99084 Erfurt Endpunkt: Burenhaus

Tagungsprogramm

Mittwoch, 21. September 2022

Ort: Kommunikations- und Informationszentrum (KIZ) – Universität Erfurt, Nordhäuser Str. 63, 99089 Erfurt

12.00 – 17.00 Uhr Registrierung im Tagungsbüro (Foyer KIZ)

14.00 – 17.00 Uhr Mitgliederversammlung der GWMT (KIZ Hörsaal 2)

im Anschluss eigenständiger Transfer zum Rathaus (Fischmarkt 1, 99084 Erfurt)
(ca. 7 min. mit Straßenbahn Nr. 3 oder Nr. 6, Haltestelle
Fischmarkt/Rathaus; ca. 30 min zu Fuß)

Ort: Erfurter Rathaus, Festsaal, Fischmarkt 1, 99084 Erfurt

ab 18.15 Uhr Snacks, Getränke und Wiedersehen im Vorfeld der Eröffnung

19.00 Uhr

Eröffnung der 4. Jahrestagung der GWMT

/ Grußwort des Rektorats der Universität Erfurt

/ Begrüßung durch die Vorsitzende der GWMT

/ Begrüßung durch den lokalen Tagungsorganisator

19.30 – 20.30 Uhr

Eröffnungsvortrag

/ Dolly Joergensen, Stavanger

Environmental Humanities: A Crisis Discipline

anschließend Empfang

Donnerstag, 22. September 2022

Ort: Kommunikations- und Informationszentrum (KIZ) und Audimax-Gebäude (AMG) – Universität Erfurt, Nordhäuser Str.63, 99089 Erfurt

09.00 – 10.00 Uhr Plenarvortrag II (KIZ Hörsaal 2)

/ Mariacarla Gadebusch Bondio, Bonn

CRIP TIME. Von der subversiven Kraft der Krankheit und der
Humanities

- 10.00 – 10.30 Uhr Kaffeepause
- 10.30 – 12.30 Uhr Sektion I (AMG 0007)
Genealogie als verbindendes Element in und zwischen den Wissenschaften: Produktion, Visualisierung, Kontextualisierung, Einsatz, Praxis, Lehre und Kritik
- / Moderation: Niklaas Görsch, Lübeck
- / Julian Miguez, Zürich
Die globale Verbreitung und soziale Ausweitung von genealogischen Proben an der Schwelle zur Neuzeit
- / Niklaas Görsch, Lübeck
Genealogie als Hamburger Unterrichtsmaterial bei Joachim Jungius und seinem Schüler Peter Lambeck
- / Fiona Vicent, Basel
Motive für das Betreiben von Genealogie im Sinne bürgerlicher Ahnen- und Familiengeschichtsforschung im 19. Jahrhundert
- / Amos Kuster, Basel
Genealogie, Geschichte und psychiatrische Diagnostik: Hans Luxemburgers Untersuchungen europäischer Herrscherhäuser
- 10.30 – 12.30 Uhr Sektion II (KIZ Hörsaal 2)
Nur zwei Kulturen? Nur „reine Wissenschaft“? Zur kritisch-historischen Sichtung zweier Haupttopoi der „History of Humanities“
- / Moderation: Mitchell G. Ash, Wien
- / Fabian Krämer, München
Vor den „zwei Kulturen“: Die Erfindung der Geisteswissenschaften aus der Defensive heraus
- / Mitchell G. Ash, Wien
Gab es immer nur zwei Kulturen? Fragen an einen stereotypen Grundtopos der „History of Humanities“
- / Anke te Heesen und Viktoria Tkaczyk, Berlin
Angewandte Geisteswissenschaften / Applied Humanities

- 10.30 – 12.30 Uhr Sektion III (AMG 0012)
Geschichte der Sexualwissenschaften in Deutschland nach 1945
/ Moderation: Maria Griemmert, Düsseldorf

/ Richard Kühl, Tübingen
„Bewältigung der Vergangenheit ist gewaltsam“.
Nationalsozialistische Wissenschaftsgeschichte in der Perspektive
der westdeutschen Sexualwissenschaft der 1970er und 80er Jahre

/ Matthis Krischel, Düsseldorf
Die Genese des bundesrepublikanischen „Gesetzes über die
freiwillige Kastration und andere Behandlungsmethoden“ von 1969
aus sexualwissenschaftlich-medizinischer, juristischer und
gesellschaftlicher Perspektive

/ Teresa Tammer, Dresden
Durch Wissenschaft zu Handlungsräumen: Aneignung und
Inanspruchnahme der Sexualwissenschaften durch schwule und
lesbische Aktivist*innen in der DDR der 1970er und 1980er Jahre

/ Maria Griemmert, Düsseldorf
Kommentar
- 12.30 – 13.30 Uhr Mittagspause
- 13.30 – 14.30 Uhr Runder Tisch (KIZ Hörsaal 2)
Arbeiten mit Verfallsdatum: Gegenwart und Zukunft des
Wissenschaftszeitvertragsgesetzes nach seinen Evaluationen

/ AG Mittelbau: Laurens Schlicht, Saarbrücken
- 14.45 – 15.45 Uhr Plenarvortrag III (KIZ Hörsaal 2)
/ Lisa Malich

Metascience and its Discontents: Eine kurze Geschichte der
Metawissenschaften zwischen Psychologie und Humanities
- 15.45 – 16.00 Uhr Kaffeepause

- 16.00 – 18.00 Uhr Sektion IV (KIZ Hörsaal 2)
 What is the environment in the environmental humanities?
 / Moderation: Patrick Stoffel, Lüneburg
 / Patrick Stoffel, Lüneburg
 Die *environments* der *environmental humanities*. Eine Einführung
 / Florian Sprenger, Bochum
 Ein *environment* ist kein *milieu*, ist keine *Umwelt*
 / Christina Wessely, Lüneburg
 Nationalökologien und die Grenzen der *environmental humanities*
 / Birgit Nemec, Berlin
 Die *environments* von Gesundheit und Reproduktion
- 16.00 – 18.00 Uhr Sektion V (AMG 0007)
 / Moderation: David Freis
 / Flurin Condrau und Leander Diener, Zürich
 Medizin als kulturelles System: Erwin Heinz Ackerknecht und der
 ethnologische Blick auf die Medizingeschichte
 / Julia Engelschalt, Zürich
 "We have never been placeless": Potenziale und Herausforderungen
 einer umwelthistorisch fundierten Medizingeschichte im
 Anthropozän
 / Željana Tunić, Jena
 Wie wird mit forensischer Expertise politisch argumentiert? Zu
 Exhumierungsprojekten im (post-)jugoslawischen Raum
 / Bettina Bock von Wülfigen, Münster
 Vererbung in der deutschsprachigen Rechtsgeschichte – ein
 begriffsgeschichtliches Werkzeug für die Geschichte biologischer
 Vererbung

- 16.00 – 18.00 Uhr Sektion VI (AMG 0012)
 Geschlechtergeschichtliche Perspektiven auf Geistes- und
 Humanwissenschaften
- / Moderation: Andrea Reichenberger, Hagen
- / Dominik Merdes, Braunschweig
 Bekehrung und epistemische (Re)produktion.
 Geschlechterverhältnisse an chinesischen Missionskrankenhäusern
 und in ihrer Geschichte (ca. 1860-1920)
- / Bettina Wahrig, Braunschweig
 Insister – Ein Versuch über Poststrukturalismus, Feminismus und
 dessen Potenziale für die Historiographie des Wissens
- / Andrea Reichenberger, Hagen
 Philosophie – Logik – Gender: Eine wissenschaftshistorische
 Perspektive

*Ort: KIZ (Kommunikations- und Informationszentrum) – Universität Erfurt, Nordhäuser
 Str.63, 99089 Erfurt*

- 18.30 Uhr **Festabend mit Festakt und Konferenzdinner**
- / Begrüßungsumtrunk
- / Verleihung des NTM-Artikelpreises
- / Verleihung des Förderpreises der GWMT
- / Konferenzdinner
- / Abschluss mit Tobias Krüger (sax) & jölüp (electronics)
 Anschließend GWMT-Disko mit DJ-Battle

Freitag, 23. September 2022

*Ort: Kommunikations- und Informationszentrum (KIZ) und Audimax-Gebäude (AMG) –
 Universität Erfurt, Nordhäuser Str.63, 99089 Erfurt*

- 09.00 – 11.00 Uhr Sektion VII (KIZ Hörsaal 2)
 Psychological Humanities in the Making: Fallbeispiele und
 konzeptionelle Überlegungen
- / Moderation: Lisa Malich, Lübeck

/ Martin Wieser, Berlin

„Psychological Humanities“ am Schnittpunkt von Psychologie, Geschichte und Aufarbeitung am Fallbeispiel der „Operativen Psychologie“ des MfS

/ Cornelius Borck, Lübeck

Psychologie und Neurowissenschaften: Eine Neuaufgabe des alten Streits zwischen Geistes- und Naturwissenschaften?

/ Nora Binder und Verena Lehmbrock, Erfurt

Demokratiewissenschaften versus Social Engineering? Angewandte Gruppendynamik in der BRD und DDR

/ Andreas Jüttemann, Neuruppin

Wilhelm Wundt im Kontext der Psychological Humanities

09.00 – 11.00 Uhr Sektion VIII (AMG 0012)

/ Moderation: Noyan Dinçkal

/ Katharina Link, Frankfurt (Oder)

Von sprechenden Dingen und stummen Objekten. Zum ambivalenten Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur materiellen Kultur

/ Florian Martin Müller, Innsbruck

Laienforschung und/gegen Fachwissenschaft – Die archäologischen Ausgrabungen in der Römerstadt Aguntum in Osttirol 1912/13

/ Nikola Wenner, München

Eine Geschichte der Assyriologie am Beispiel der verschiedenen philologischen Bearbeitungsformen der assyrischen Annalen von Tiglath-Pileser I. (1114–1076 v. Chr.) bis zum Ende des Neuassyrischen Reiches (612 v. Chr.)

09.00 – 11.00 Uhr Sektion IX (AMG 0007)

/ Moderation: Bettina Bock von Wülfigen

/ Britta Behm, Berlin

Einheit der Wissenschaften? Zur Institutionalisierung der „Bildungsforschung“ in der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) 1963

- / Lydia Schmuck, Berlin
 Ästhetik als „Denkweise und Denkstil“. Die Ästhetischen Grundbegriffe und das Konzept transversalen Wissens von Carlo Barck
- / Niki Rhyner, Zürich
 Das Feld in den applied humanities: Ethnografisch-historische Feldforschungen in europäischen Peripherien nach 1945
- 11.00 – 11.30 Uhr Kaffeepause
- 11.30 – 13.30 Uhr Sektion X (AMG 0007)
 Computer, Informatik und Geisteswissenschaften
- / Moderation: Rudolf Seising, München
- / Amelie Mittlmeier, München
 Die Debatte zum Wissenschaftscharakter der Computer Science in den USA, 1960-1980
- / Rudolf Seising, München
 Informatik, Künstliche Intelligenz und Geisteswissenschaft
- / Florian Müller, München
 Der Computer in der bundesdeutschen Linguistik
- / Helen Piel, München
 Die „Interdisziplin“ Kognitionswissenschaft
- 11.30 – 13.30 Uhr Sektion XI (KIZ Hörsaal 2)
 Jenseits des Terrazentrismus: Kartographien der Meere und das Wissen von der Globalität der Welt im 19. Jahrhundert
- / Moderation: Iris Schröder und Felix Schürmann, Erfurt
- / Sybilla Nikolow, Bielefeld
 „Die Bouvets liegen vor uns! “: Die Kartierung einer besonders abgelegenen und unbewohnbaren Insel im Südatlantik durch die Deutsche Tiefsee-Expedition 1898/99

/ Iris Schröder, Erfurt
 Petermanns Inseln: Karten, Wissenschaft und die Politik des Pazifik
 Mitte des 19. Jahrhunderts

/ Felix Schürmann, Erfurt
 Vom Kopf der Schlange zur Einheit der Welt: Kartierungen
 schwimmender Übergänge an der Kongo-Mündung, 1859–1887

/ Sabine Höhler
 Kommentar

11.30 – 13.30 Uhr

Sektion XII (AMG 0012)
 Sozialistische (Inter-)Disziplinarität? Organisatorische und
 praktische Aspekte der Gesellschaftswissenschaften und ihrer
 Grenzbereiche in der DDR

/ Moderation: Friedrich Cain, Wien und Anne Kluger, Münster

/ Simon Groth, Bonn
 Vom Nutzen und Nachteil des Feudalismus für das Mittelalter. Die
 Konsequenzen ostdeutscher Forschungsorganisation für das
 disziplinäre Selbstverständnis der Mediävistik

/ Anne Kluger, Münster
 „Dieser Prozeß ist offensichtlich noch im Gange.“ Zur disziplinären
 Selbstverortung der Archäologie in der DDR

/ Friedrich Cain, Wien
 „Produktion – Forschung – Produktion“. Disziplinierung und
 Verantwortung (in) der Wissenschaftswissenschaft der DDR

/ Isabell Schrickel, Lüneburg
 Von der Wirtschaftsgeschichte zur Umweltforschung – Hans Motteks
 „Problemkomplex Mensch und Umwelt“ im internationalen Kontext

Jahrestagung der GWMT

am 21.-23. September 2022 in Erfurt

Rahmenprogramm

TACIT KNOWLEDGE für Pre- und Post-Docs

/ Organisation: Carola Oßmer, Mentoringprogramm der GWMT in Kooperation mit dem Driburger Kreis und der Zeitschrift NTM

Von der Diss zum Buch: Publikationsworkshop für Pre- und Post-Docs

Die Dissertation ist fertig – was nun damit? Der Workshop thematisiert Fragen zum gesamten Publikationsprozess von der Auswahl des Verlags bis zur Rezension des fertigen Buchs und gibt Antworten aus Sicht der Verleger*innen. Wie kontaktiere ich einen Verlag, und wie trifft der seine Entscheidung? Welche Kosten sind zu erwarten, und wie finanziere ich das? Wie schnell muss die Diss auf den Markt, und wie stark überarbeite ich die Fakultätsfassung? Wer ist mein Zielpublikum, und kann ich etwas tun, damit mein Buch rezensiert wird? Der Workshop bietet die Gelegenheit, Informationen und Tipps aus erster Hand zu bekommen, Fragen zu stellen und Erfahrungen auszutauschen.

Mit:

Bernhard Kleeberg, Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Erfurt, Herausgeber der Schriftenreihe Historische Wissensforschung beim Wallstein Verlag und Herausgeber der NTM – Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin

Fabian Krämer, Assistent am Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte an der LMU München und Mitherausgeber der Berichte zur Wissenschaftsgeschichte

Anmeldung: carola.ossmer@uni-erfurt.de

DRIBURGER KREIS

/ Organisation: Paulina Gennermann, Alexander Stöger, Sophia Wagemann

Rahmenthema: Frösche

Der Driburger Kreis findet im Vorfeld der gemeinsamen Jahrestagung der Gesellschaft für die Geschichte der Wissenschaften, der Medizin und der Technik (GWMT) und der Gesellschaft für Technikgeschichte (GTG) statt. Der Driburger Kreis versteht sich als informelles Forum, in dem Probleme, Schritte und Ergebnisse eigener Arbeiten vorgestellt und in einer konstruktiven Atmosphäre diskutiert werden können. Er richtet sich explizit an Wissenschaftler*innen der Wissenschafts-, Medizin- und

Technikgeschichte und angrenzender Disziplinen, die am Anfang ihrer Karriere stehen (Studierende, Promovierende, Post-Docs, Habilitanden).

Das diesjährige Rahmenthema lautet: Frösche. Die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des Frosches ist vielschichtig und verspricht reiche Erkenntnisse über die Bereiche, Wertvorstellungen und Praktiken, deren Teil das Tier direkt oder indirekt im Laufe der Jahrhunderte war und bis heute ist. Im diesjährigen Driburger Kreis soll der Frosch zwar nicht als Untersuchungsgegenstand im Mittelpunkt stehen, aber als epistemisches Objekt den Fokus auf das Verhältnis von Wissensgewinn und Forschungsobjekt werfen. So galt der Frosch etwa in mystischen Interpretationen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit als Begleiter oder Zutat magischer Unternehmungen, war in der Medizin bis ins 18. Jahrhundert auf kuriose Weise mit dem Uterus assoziiert und wurde schließlich zum favorisierten Versuchstier im europäischen Labor des 19. Jahrhunderts oder zum Meteorologen im Wetterglas. Die Vorträge werden u.a. den Bedeutungsverschiebungen, der Tierethik, dem Frosch als Vorbild technischer Konstruktionen, Maschinen oder Verfahren sowie seiner Rolle in epistemischen Praktiken und kulturellem Gedankengut nachgehen.

FACHVERBAND WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

/ Organisation: Arne Schirmmacher, Berlin und Bernhard Kleeberg, Erfurt

Werkstattgespräch Lehre – „Wissenschaftsgeschichte 2032“

Das Werkstattgespräch soll als Satelliten-Event direkt vor der GWMT-Jahrestagung in Erfurt stattfinden und hat das Thema "Wissenschaftsgeschichte 2032". Wir fragen:

- Wie stellen wir uns die Entwicklung des Faches und der Lehre in den nächsten zehn Jahren vor?
- Ist das kleine Fach Wissenschaftsgeschichte für die Zukunft richtig aufgestellt?
- Wie können wir den Nachwuchs richtig unterstützen?

Am Dienstag gibt es ein Plenum zu drei Themenblöcken und am Mittwoch können mehrere Gesprächskreise konkrete Fragen diskutieren und eventuell kurze Empfehlungen dazu erarbeiten.

Das Werkstattgespräch kann unabhängig von der Teilnahme an der GWMT-Tagung besucht werden und ist kostenfrei; Reise- und Übernachtungskosten können vom Fachverband für Fälle übernommen werden, wo es sonst keine Finanzierung gibt. Zahlreiche Vorschläge für Input, Kurzpräsentationen, zur Präzisierung/Erweiterung von Themen oder zum Interesse an der Mitarbeit an den Gesprächskreisen würden uns besonders freuen. Bitte an

anna.echterhoelter@univie.ac.at oder arne.schirmmacher@hu-berlin.de

FORUM GESCHICHTE DER LEBENSWISSENSCHAFTEN (FoGeL)

/ Organisation: Dana Mahr, Genf

Diversität, Gerechtigkeit und Inklusion in der Geschichte der Lebenswissenschaften?

Das Offene Forum lädt auch dieses Jahr im Vorfeld der GWMT Jahrestagung alle deutschsprachigen Historiker*innen, die sich mit der Geschichte der Lebenswissenschaften befassen, zum Austausch ein. Es bietet viel Raum zur Vorstellung von Arbeitsgemeinschaften, Netzwerkiniciativen, laufenden Projekten sowie neuen Projektideen.

Darüber hinaus planen wir ein 1,5-stündiges Werkstattgespräch zum Thema Diversität, Gerechtigkeit und Inklusion in unserem Forschungsfeld. Erkenntnisleitende Fragen sind unter anderem: Wie sind epistemische und soziale Diversität der Produktion von biologischem, physikalischem oder medizinischem Wissen in unseren Arbeiten reflektiert? Wie können wir die „unsichtbaren Hände“ sichtbar machen, die an wichtigen Entdeckungen mitgewirkt haben, aber in der Historiographie verloren gegangen sind? Auch fragen wir, wie es gelingen kann, auch unser Fach thematisch und institutionell zu diversifizieren.

Anmeldung: dana.mahr@unige.ch

AG Political Epistemologies of Central and Eastern Europe (PECEE)

/ Organisation: Bernhard Kleeberg, Erfurt und andere

Auf der diesjährigen Jahrestagung möchten wir die neue GWMT AG Political Epistemologies of Central and Eastern Europe (PECEE) erstmals kurz vorstellen. Die AG initiiert und bündelt Forschungen, die sich der Analyse der politischen Perspektivierung von Rationalität bzw. von erkenntnistheoretischen Kernkonzepten im mittel- und osteuropäischen Raum widmen und diese vor dem Hintergrund auch aktueller gesellschaftlicher und medialer Umbrüche diskutieren. Dabei sichtet und untersucht sie insbesondere kaum beachtete Ansätze der Wissenschaftsforschung, wie sie im 20. Jahrhundert in Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa formuliert wurden. Unsere AG soll insbesondere für Nachwuchswissenschaftler*innen die Möglichkeit schaffen, nicht einfach als Osteuropahistoriker*innen, sondern dezidiert als Wissenschaftshistoriker*innen wahrgenommen zu werden, die auf Basis von Quellenmaterial aus Mittel- und Osteuropa arbeiten. Forschungsstrategisch soll dies u.a. dazu beitragen, die vermeintliche Einheitlichkeit „des Ostens“ aufzubrechen und differenziertere Zugangsweisen zu etablieren.

AG Diversität in der Geschichte der Wissenschaft, Medizin & Technik

/ Organisation: Dana Mahr, Genf

Im Rahmen der Jahrestagung der GWMT 2022 trifft sich die AG Diversität in der Geschichte der Wissenschaft, Medizin & Technik zu ihrer konstituierenden Sitzung. Unser Ziel ist es, Historiker*innen aus diversen Hintergründen zusammenzubringen sowie Forschungs- und Vernetzungsvorhaben zu unterstützen, die die Geschichte der Wissenschaft, Medizin & Technik aus queerer und intersektioneller Perspektive untersuchen (1), die Geschichte der Wissenschaft, Medizin & Technik aus der Perspektive der Dekolonisierung betrachten (2) und / oder die Disability Studies mit der Geschichte der Wissenschaft, Medizin & Technik verknüpfen möchten (3).

Wir wollen darüber hinaus gemeinsam Ideen, Programme und Aktivitäten fördern und entwickeln, um die GWMT sowie das Feld der historischen Wissenschafts- und Technikforschung im deutschen Sprachraum zugänglicher für Forscher*innen aus marginalisierten sozialen Gruppen zu machen, welches für Menschen mit diversen Hintergründen gleichermaßen zugänglich ist. Auf der Agenda der konstituierenden Sitzung stehen eine genauere Definition von mittel- und langfristigen Zielen, der Entwurf einer Satzung, das Thema der Implementierung von diversitätsfördernden Mentoringprogrammen sowie einer interaktiven Web-Präsenz, die Tools zur Diversifizierung von Forschung und Lehre bereitstellen soll.

AG Frauen*-und Geschlechterforschung

/ Organisation: Andrea Reichenberger, Hagen

Auch auf der diesjährigen GWMT-Jahrestagung lädt die AG Frauen*- und Geschlechterforschung herzlich zum gemeinsamen „Netzwerk-Frühstück“ und informellen Treffen ein. Es geht um gegenseitige Unterstützung und Vernetzung nicht nur der Frauen in der GWMT und um Themen zu Gender, feministisch-historische STS u.v.m. Wir freuen uns auf Ihr Interesse und Ihr Kommen.

RUNDER TISCH

/ Organisation: Laurens Schlicht, AG Mittelbau

Arbeiten mit Verfallsdatum: Gegenwart und Zukunft des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes nach seinen Evaluationen

Seit 2007 ist die arbeitsrechtliche Lage des Mittelbaus ganz wesentlich durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) bestimmt. Das Gesetz regelt die Bedingungen für Befristungen von wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeitsverträgen an Universitäten. Dabei hat das Gesetz wesentlich dazu beigetragen, dass

Anstellungen im Mittelbau nahezu ausschließlich befristet und wissenschaftliche Karrieren von dauernder Unsicherheit geprägt sind.

Trotz einer Novelle des WissZeitVG im Jahr 2016 hat sich an den grundsätzlichen Rahmenbedingungen der überwiegend befristeten Arbeitsbedingungen des akademischen Mittelbaus nichts Grundlegendes verändert. Im Mai wird nun die Evaluation des Gesetzes von der neuen Bundesregierung präsentiert. Zugleich hat das Netzwerk für gute Arbeit in der Wissenschaft (NGAWiss) eine eigene Evaluation der Arbeitspraktiken unter den Bedingungen des WissZeitVG erstellt. Gemeinsam mit Mitgliedern von NGAWiss und Vertreter*innen der AG Mittelbau werden wir Geschichte, Gegenwart und Perspektiven des WissZeitVG diskutieren.

DEKOLONIALER STADTRUNDGANG

/ Führung: Dr. Urs Lindner (Max-Weber-Kolleg, Erfurt)

Treffpunkt: Ecke Augustinerstr. / Am Hügel; Endpunkt: Burenhaus

Kolonialismus, ist das nicht eine Sache von Metropolen und Hafenstädten? - Weit gefehlt, auch Erfurt, eine konservative Beamtenstadt in der Thüringischen Provinz, hat diesbezüglich einiges zu bieten: in Deutschland eine der frühesten Ozeanien-Sammlungen; das einzige „Burenhaus“; Straßenzüge, in denen das erste rassistische Pogrom nach 1945 stattfand; einen Veranstaltungssaal, in dem sich Napoleon und der russische Zar trafen, in dem ein Begründer der Soziologie die koloniale Zivilisierungsmission an den Pol*innen anpries und in den 1919 der afrodeutsche Aktivismus Einzug hielt; den Geburtsort eines kommunistischen Medienunternehmers, der das erste globale antikoloniale Netzwerk organisierte; und schließlich eine Straße, die nach einem Versklavungsoffizier, Koloniallobbyisten und nationalistischen Volkshelden benannt ist, in den 1950er Jahren kurzfristig den Namen eines konservativen Hitlergegners trug, und für die jetzt die Umbenennung nach einem Schwarzen Buchenwald-Überlebenden gefordert wird, der just in dieser Straße geboren wurde. Der dekoloniale Stadtrundgang erschließt die lokale Geschichte anhand einer globalhistorischen und transimperialen Perspektive.

Kurzfassung der Vorträge nach Sektionen

PLENARVORTRAG I

/ Dolly Joergensen, Stavanger

Environmental Humanities: A Crisis Discipline

Michael Soulé famously defined the newly established field of conservation biology as „a crisis discipline“ in his groundbreaking 1985 article, „What Is Conservation Biology?“. He argued that this new interdisciplinary field drawing on both natural and social sciences had to operate in crisis mode because rapid and irreversible environmental problems like logging, habitat fragmentation, poaching, and invasive species demanded immediate action.

In this keynote, I will argue that the new interdisciplinary constellation environmental humanities is a crisis discipline akin to conservation biology established nearly 30 years before. In our own 21st century moment characterized by growing recognition of climate change, mass extinction, and global pollution, the environmental humanities are responding to these interwoven crises. Using examples from my own research into the history of conservation actions, museum displays of extinction history, and animal history, I will discuss how the environmental humanities bring analysis of meaning, value, ethics, justice and knowledge production into environmental domains in order to understand and address our mounting environmental crisis.

PLENARVORTRAG II

/ Mariacarla Gadebusch Bondio, Bonn

CRIP TIME. Von der subversiven Kraft der Krankheit und der Humanities

Im Winter 2020 hat The Bulletin of the History of Medicine dem Medizinhistoriker Charles Rosenberg und seinem 1989 erschienenen Essay „What is an Epidemic?“ ein Sonderheft gewidmet. Daran beteiligte sich auch die Humangeographin Felicity Callard mit einem Beitrag, den sie im Bett liegend geschrieben hat. Aus der horizontalen Lage, in die sie die Folgen von Covid-19 gezwungen hatten, befasst sich die Autorin und Aktivistin mit dem Thema Zeit. Callards Überlegungen über die Logiken der Temporalität bei Rosenbergs und anderen epidemiologisch-historischen Arbeiten bilden den Ausgangspunkt für diesen Vortrag. Welche Rolle spielt der Standpunkt des Betrachters im Denken und Schreiben über epidemische Zeiten? Wie

unterscheiden sich in der erlebten Ausnahmesituation die individuelle und die kollektive Zeiterfahrung?

Wie das Kranksein, v.a. ein chronisches, die Zeitwahrnehmung radikal ändert, davon berichten oft Betroffene. Mit dem Begriff „Crip-Time“ verbinden sie die Erfahrung einer „aus der Norm“ geratenen Temporalität. Zeugnisse jener besonderen ‚ästhetischen Wachsamkeit‘, die die Krankheitserfahrung hervorruft, stehen im Zentrum meiner Untersuchung. Konkret handelt es sich um Netzwerke von Long-Covid-Patient*innen und um einige sie betreffende oder von ihnen ausgehende künstlerische sowie öffentlichkeitswirksame Initiativen. Die provokativ-subversive Kraft dieser digital beschleunigten Patientenmobilisierung bietet den Medical Humanities Anlass zur kritischen (Selbst)Reflexion.

PLENARVORTRAG III

/ Lisa Malich, Lübeck

Metascience and its Discontents: Eine kurze Geschichte der Metawissenschaften zwischen Psychologie und Humanities

Metascience hat in der letzten Dekade eine steile Karriere durchgemacht. Als ‚Science of Science‘ oder ‚Science of Doing Science‘ tritt die Metawissenschaft an, wissenschaftliche Praktiken zu analysieren, die Strukturen des Wissenschaftssystems zu verstehen und Bedingungen der Wissensproduktion zu hinterfragen. Damit teilt sich die Metawissenschaft einen zentralen Forschungsgegenstand mit der Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftsforschung und angrenzenden Bindestrich-Geisteswissenschaften – ja, sie steht sogar in einem wachsenden Konkurrenzverhältnis zu diesen, bis hin zur möglichen Neuauflage eines (bislang kalten) Science Wars 2.0. In meinem Vortrag möchte ich mich mit der Geschichte und den epistemologischen Positionen der Metawissenschaften beschäftigen und diese mit den ...Humanities kontrastieren.

SEKTION I

Genealogie als verbindendes Element in und zwischen den Wissenschaften: Produktion, Visualisierung, Kontextualisierung, Einsatz, Praxis, Lehre und Kritik

/ Organisation: Niklaas Görsch, Lübeck

Genealogie ist seit dem Spätmittelalter in immer mehr Felder vorgedrungen und kann als Bindeglied zwischen Geistes-, Natur-, Human- und Rechtswissenschaften verstanden werden. Dabei haben sich diese Wissenschaften die genealogische Logik in vielfältigen Bereichen und Arten, wie etwa auf familiengeschichtlicher, sozialer, ethnologischer, juristischer, didaktischer oder ideengeschichtlicher Ebene, zu Nutze

gemacht. Eine Funktion des Genealogischen ist die Suche nach Ursprüngen, eine weitere die Herstellung einer Ordnung von Vielfalt. Das Zusammenspiel der beiden lässt die Ambivalenz von Genealogie erkennen: Sie macht Einheitlichkeit, aber auch Vielgestaltigkeit sichtbar.

Diese Sektion sucht nach Motiven, Interessen und der Selbstverortung der Akteure, die sich mit Genealogie auseinandersetzen, nach den gesellschaftlichen Ursprüngen, nach Wandlungsprozessen sowie der Ausbreitung und Anwendungsbreite des Genealogischen. Sie hält Ausschau nach wissenschafts- oder disziplinübergreifenden Einsätzen dieser Kulturtechnik(-en).

/ Julian Miguez, Zürich

Die globale Verbreitung und soziale Ausweitung von genealogischen Proben an der Schwelle zur Neuzeit

Genealogie und Abstammung spielten gegen Ende des Mittelalters eine immer bedeutendere Rolle. Besonders Ahnenproben, die sich im Spätmittelalter zu verbreiten begannen, zeugen von einem aufflammenden Verlangen, genealogische Abstammung überprüfbar zu machen. Auf der iberischen Halbinsel entwickelten sich spezielle Formen dieser Proben, die zum Ziel hatten, die Blutsreinheit (spa. *limpieza de sangre*) einer Person, das heißt die Abwesenheit von jüdischer, maurischer oder häretischer *raza/raça*, im Sinne von Befleckung, nachweisen zu können.

Aufgrund der Entdeckung Amerikas nahmen diese Proben bald globale Ausmaße an. Die spanische Krone begann nämlich schon früh im 16. Jahrhundert Überprüfungen, die de facto Blutsreinheitsproben entsprachen, für die Ausreise in die Neue Welt zu verlangen. Dies hatte zwei folgenreiche Auswirkungen. Zum einen bestand die Emigration aus einer heterogen zusammengewürfelten Mittelschicht, für welche Abstammungsproben zu keinem vorherigen Zeitpunkt bedeutsam gewesen waren, da diese nur für eine dünne Oberschicht Relevanz hatten. Die Proben erfuhren darum eine enorme Ausbreitung auf beinahe alle Bevölkerungsschichten. Zum anderen implizierte diese massive Ausweitung von Proben auf die zukünftige Bevölkerung des spanischen Amerikas, dass die koloniale Gesellschaft – zumindest von Seiten der europäischen Neuankömmlinge – wie kaum eine andere zutiefst von genealogischen Konzepten geprägt war.

/ Niklaas Görsch, Lübeck

Genealogie als Hamburger Unterrichtsmaterial bei Joachim Jungius und seinem Schüler Peter Lambeck

Der Nachlass des Universalgelehrten Joachim Jungius (1587-1657) enthält einige genealogische Aufzeichnungen, die Fragen hinsichtlich seines philosophie-historischen Verständnisses und seines Unterrichts aufwerfen. Jungius war zeitweise Rektor des Johanneums und des Akademischen Gymnasiums. Außerdem war er zugleich Professor für Naturlehre am Gymnasium. Auch seine zusätzliche spätere Professur für Logik legt auf den ersten Blick keine Auseinandersetzung mit Genealogie nahe. Dennoch behandelte Jungius auf seinen Notizzetteln nicht nur verschiedene Dynastien in Form genealogischer Stammbäume, sondern zeichnete darüber hinaus auch ein Diagramm, das philosophische Verbindungslinien herstellt. Ein ähnliches, aber detaillierteres Schaubild ist Teil eines Manuskripts des Peter Lambeck (1628-1680), das sich ebenfalls im Jungius-Nachlass befindet. Lambeck wurde seinerseits Geschichtslehrer an beiden genannten Schulen und hat sich offenbar intensiv mit genealogischen Fragen beschäftigt. Die beiden Diagramme werden auf die Intentionen der beiden Lehrer und auf die Bedeutung von Genealogie im Unterricht und in ihren jeweiligen Methoden hin untersucht.

/ Fiona Vicent, Basel

Motive für das Betreiben von Genealogie im Sinne bürgerlicher Ahnen- und Familiengeschichtsforschung im 19. Jahrhundert

„Leider aber ist es noch immer eine Seltenheit, der Geschichte eines bürgerlichen Geschlechtes zu begegnen, als wäre der Familiensinn nur ein Vorrecht des Adels!“, schätzte Willibald Leo Freiherr von Lütgendorff-Leinburg, der Autor einer genealogischen Anleitung, um 1890 die Verbreitung genealogischen Forschens ein. In der Stadt Basel hingegen deuten die Bestände des Staatsarchives auf ein reges Interesse der führenden bürgerlichen Familien an der Ahnenforschung und der eigenen Familiengeschichte hin, teilweise seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und besonders seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Ein Interesse, das sich unter anderem in der Produktion genealogischer Diagramme und familiengeschichtlicher Texte äußerte.

In diesem Beitrag wird es um die Beweggründe für das Betreiben von Genealogie (im Sinne von Ahnen- und Familiengeschichtsforschung) im ‚langen‘ 19. Jahrhundert gehen. Dieser Aspekt wird im Hinblick auf zeitgenössische genealogische Handbücher und konkrete Beispiele aus der genealogischen Forschung von Basler*innen analysiert und vorgestellt. Zitat aus: Willibald Leo Freiherr von Lütgendorff-Leinburg: Familiengeschichte, Stammbaum und Ahnenprobe. Kurzgefasste Anleitung für Familiengeschichtsforscher, Frankfurt am Main 1890, III-IV.

/ Amos Kuster, Basel

Genealogie, Geschichte und psychiatrische Diagnostik: Hans Luxenburgers Untersuchungen europäischer Herrscherhäuser

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts unternahmen Genealogen wie psychiatrische Vererbungsforscher Anstrengungen, diese beiden Felder füreinander nützlich zu machen. So sollte einerseits die Vererbungsforschung zu haltbarem und nützlichem Datenmaterial kommen und andererseits die Genealogie sich auf biologische Tatsachen abstützen und so in den Rang einer Wissenschaft aufsteigen können. In beispielhafter Weise überkreuzten sich in dieser Konstellation naturwissenschaftliche Interessen und Methoden mit den geschichtsideologisch und gesellschaftlich geprägten Auffassungen der genealogischen Ahnenforschung. Auch wenn es zu keiner nachhaltigen methodischen oder institutionellen Zusammenarbeit kam, so verwendeten im frühen 20. Jahrhundert doch verschiedene Protagonist*innen aus der psychiatrischen Vererbungsforschung genealogische Nachforschungen zur Materialgewinnung für ihre statistischen Untersuchungen (Gausemeier 2008). Einer von ihnen, Hans Luxenburger, arbeitete in den 1920er Jahren unter anderem mit den Genealogien der weitverzweigten Herrscherfamilien des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In diesem Kontext wurde in ganz besonderem Maße die Geschichtlichkeit dieser Genealogien zum Gegenstand psychiatrisch-naturwissenschaftlicher Reflexion. Es kann daher auch kaum mehr von Natur- und Geisteswissenschaften gesprochen werden, denn die Bemühungen um den Einsatz genealogischer Ansätze verbanden diese verschiedenen wissenschaftlichen Strömungen auf besonders verwickelte Weise.

SEKTION II

Nur zwei Kulturen? Nur „reine Wissenschaft“? Zur kritisch-historischen Sichtung zweier Haupttopoi der „History of Humanities“

/ Organisation: Mitchell G. Ash, Wien

Fast könnte behauptet werden, dass das Konzept einer „History of the Humanities“ auf dem wohl bekannten Topos der so genannten „Zwei Kulturen“ begründet sei – dies, obwohl immer wieder betont wird, dass die „Humanities“ vormodernen Ursprungs seien und immer wieder eingestanden wird, dass der genannte Topos problematisch ist. Ebenfalls problematisch ist die weniger offene, aber trotzdem weithin geteilte Annahme, dass die „Humanities“ als überwiegend sprach- und textorientierte Disziplinen im Allgemeinen als praxisferne Wissenschaften zu betrachten seien – dies, obwohl viele Geisteswissenschaften im deutschsprachigen Raum ihre akademische Institutionalisierung ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem gewichtigen Teil einer anwendungsbezogenen Funktion in der Lehramtsausbildung, im Verlags- und Ausstellungswesen oder in Bereichen von Kunst, Technik und Wirtschaft

verdanken. Die vorgeschlagene Sektion enthält Beiträge, die sich mit beiden dieser hier so genannten Grundtopoi der „History of Humanities“ auf unterschiedliche Weise kritisch auseinandersetzen.

/ Fabian Krämer, München

Vor den „zwei Kulturen“: Die Erfindung der Geisteswissenschaften aus der Defensive heraus

Es gab sie nicht, „die zwei Kulturen“ (C.P. Snow) – jedenfalls nicht im Sinne einer die Zeiten überdauernden, dem historischen Geschehen weitgehend entzogenen Trennscheide. Was es aber seit dem langen 19. Jahrhundert gab und gibt, ist eine Reihe von Versuchen,

eine solche Trennlinie zu ziehen. Vom einen historischen Akteur zum nächsten unterscheiden sich diese „shifting demarcations“ allerdings: Die Kategorien, die sie einander gegenüberstellten, waren nicht immer um dieselben paradigmatischen Disziplinen gruppiert und umfassen nicht notwendigerweise dieselben Wissensformen. In der Gesamtheit hatte und hat dieses „boundary work“ dennoch Einfluss auf das Selbstverständnis der Akteure im akademischen Betrieb und auf das Selbstbild moderner Gesellschaften.

Der Vortrag konzentriert sich auf einen für die Entstehung des modernen Begriffs „Geisteswissenschaften“ prägenden Zeitraum – die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – und geht von Wilhelm Diltheys (1833-1911) Versuchen aus, die Geisteswissenschaften philosophisch zu begründen. Anhand seines Beispiels werden allgemeine Merkmale der Diskussion im deutschsprachigen Raum in diesem Zeitraum entwickelt: Es war der Aufstieg der Naturwissenschaften, der die bestehende Ordnung der Disziplinen in Frage zu stellen schien und der Versuche herausforderte, für die übrigen Disziplinen eine gemeinsame epistemische und methodologische Identität zu schmieden. Die Geisteswissenschaften waren ein reaktives und defensives Projekt.

/ Mitchell G. Ash, Wien

Gab es immer nur zwei Kulturen? Fragen an einen stereotypen Grundtopos der „History of Humanities“

Im vorgeschlagenen Beitrag soll gezeigt werden, dass die vermeintlich klare Einteilung zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften (beziehungsweise im angelsächsischen Raum zwischen den „sciences“ und den „humanities“) immer wieder auf unterschiedliche Weise durchbrochen wurde – sei es durch die Entstehung groß angelegter Forschungsprogramme auch in den Geisteswissenschaften (von Lorraine Daston treffend „big humanities“ genannt), durch die produktive Verwendung von Metaphern aus den Geschichtswissenschaften in Naturwissenschaften wie Botanik,

Zoologie oder Geologie im 19. Jahrhundert, durch die Entstehung von Inter- oder Transdisziplinen wie der Psychologie, deren Einordnung im dualen Topos der „zwei Kulturen“ bis heute umstritten ist, oder durch multidisziplinäre Allianzen über die vermeintlichen Schranken hinweg, wie Cognitive Science im 20. Jahrhundert. So gesehen erscheint der „Zwei Kulturen“-Topos eher als Instrument gegenwärtiger akademischer Innenpolitik denn als Hilfe zum wissenschaftshistorischen Verständnis. Am Schluss des Beitrags wird als Brücke zum darauffolgenden Beitrag von Viktoria Tkaczyk und Anke Te Heesen kurz darauf hingewiesen, dass die modernen Humanwissenschaften vielfach aus Anwendungszusammenhängen entstanden sind und sich bis heute entlang konkreter gesellschaftlicher oder politischer Themenstellungen (im Sinne von policy problem relevance) organisieren.

/ Anke te Heesen und Viktoria Tkaczyk, Berlin

Angewandte Geisteswissenschaften / Applied Humanities

Gegenwartsbezogen, anwendbar, sozialpolitisch und wirtschaftlich relevant. Schlagworte wie diese prägen die aktuelle Wissenschaftsförderung. Nicht nur Natur- und Ingenieurwissenschaften, auch die Geisteswissenschaften sollen ihre anwendungsorientierte Forschung stärken, heißt es in zahlreichen neueren Förderprogrammen. Was aber kann und soll angewandte Forschung in den Geisteswissenschaften sein?

Im Vortrag werden wir dazu eine erste Skizze liefern und der großen Perspektive auf „angewandte Geisteswissenschaften“ durch die Fokussierung auf exemplarische geisteswissenschaftliche Institutionen und Praktiken der Moderne begegnen. Der Vortrag wirft einen kritischen Blick auf die Inanspruchnahme und Gestaltung von Geisteswissen durch politische Systeme, nationale und internationale Wissenschaftsorganisationen und beleuchtet den Einfluss von Geisteswissenschaftler*innen auf außerakademische Gebiete – in wissensvermittelnder, künstlerisch-gestaltender, technologisch-entwickelnder, politisch-beratender und kritisch-intervenierender Funktion. Ein weiteres Augenmerk des Vortrags gilt der mittelbaren Nutzung geisteswissenschaftlicher Wissenskorpora und Wissenstechniken. Wenn wir davon ausgehen, dass Praktiken stille Begleiter des geisteswissenschaftlichen Arbeitens sind und implizit vermittelt werden, dann stehen Konservieren und Ausstellen, Befragen und Dokumentieren, Kritisieren und Vergleichen, Abformen und Übersetzen im Mittelpunkt – allesamt Techniken, die der Handhabung von Objekten und Technologien entstammen und die Geisteswissenschaften als Impulsgeber neuer Umgangsweisen mit materiellen Kulturen und Umwelten auszeichnen.

Ziel des Vortrags ist die genauere Konturierung einer Geschichte der „angewandten Geisteswissenschaften“ und ihrer spezifischen Wissensbezüge. Was kann diese Geschichte in der gegenwärtigen Diskussion um die Relevanz und Validität von Wissen leisten?

SEKTION III

Geschichte der Sexualwissenschaften in Deutschland nach 1945

/ Organisation: Matthis Krischel, Düsseldorf

Die vorgeschlagene Sektion thematisiert die Geschichte der Sexualwissenschaft in Deutschland zwischen den 1960er und 1980er Jahren. Während Geschlecht und Sexualität zu Kategorien geworden sind, die heute breiten Raum in der Geschichtsschreibung erhalten, ist eine umfassende Geschichte der deutschsprachigen Sexualwissenschaften noch nicht geschrieben, obwohl daran verschiedene Medizinhistoriker und Sexualwissenschaftler erfolgreich arbeiten (G. Grau, F. Mildener, V. Sigusch).

In der Sektion sollen Perspektiven zu West- (Kühl, Krischel) und Ostdeutschland (Tammer) aus der Nachkriegszeit vereint werden. Den Beiträgen ist gemein, dass sie alle die Sexualwissenschaft als interdisziplinäres Fach mit großer gesellschaftlicher und politischer Relevanz verstehen. Folglich werden Fragen aufgeworfen, die nicht nur für Sexualwissenschaftler*innen relevant waren und sind, sondern breite gesellschaftliche Kreise betrafen und betreffen. Die Beiträger*innen verstehen die Sexualwissenschaft als „Humanwissenschaft“, also als Wissenschaft vom Menschen, die medizinische, sozial-, kultur- und geisteswissenschaftliche Anteile besitzt.

/ Richard Kühl, Tübingen

„Bewältigung der Vergangenheit ist gewaltsam“. Nationalsozialistische Wissenschaftsgeschichte in der Perspektive der westdeutschen Sexualwissenschaft der 1970er und 80er Jahre

In den 2000er und 2010er Jahren haben medizinische Fachgesellschaften in Deutschland auf breiter Front damit begonnen, sich der eigenen Geschichte in der NS-Zeit zu widmen und dies in Form von Forschungsprojekten zu dokumentieren. Auch angesichts des späten Zeitpunkts dieser Unternehmen werden einzelne Disziplinen, die auf diesem Terrain schon zuvor in Erscheinung getreten waren – wie im Übergang zur „Berliner Republik“ die Gynäkologie –, zu Recht hervorgehoben. Der Vortrag thematisiert Entwicklungen in der westdeutschen Sexualforschung der 1970er und 80er Jahre, die in solchen Rückblicken bislang praktisch vollständig übergangen worden sind.

Von heute gesehen erscheint keineswegs allein die frühe Zeitspanne bemerkenswert, innerhalb derer Forscher*innen aus dem Umfeld der „Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung“ (DGfS) die NS-Vergangenheit des eigenen Faches zu einem öffentlich verhandelten Gegenstand machten. Ungewöhnlich, zumal für ein allein an den medizinischen Fakultäten verankertes Fach – das maßgebliche Personal der DGfS rekrutierte sich aus den in den 1970er Jahren an den Universitätsklinik Frankfurt a.M.

und Hamburg-Eppendorf etablierten Instituten –, präsentieren sich im Rückblick auch die historischen Zugänge. „Bewältigung der Vergangenheit ist gewaltsam“, diese Formulierung des Frankfurter Gründungsdirektors Volkmar Sigusch zielte zu einem frühen Zeitpunkt auf verschiedene Bewältigungsebenen: So waren programmatische Texte aus beiden Universitätsinstituten um 1980 von Einsichten in das Verhältnis von Staat, Wissenschaft und Moderne durchwirkt, wie sie in der Geschichtswissenschaft zwar zur gleichen Zeit aufkamen, dort aber vielfach erst später in einer auch konzeptionell wirkungsvollen Weise eingefasst wurden (Peukert, Bauman, Ash). Dazu gehörte das Bewusstsein einer spezifischen Historizität des Sexuellen in der Moderne, die Problematisierung des Imaginariums sektoraler Trennungslinien zwischen „Sexualwissenschaft“ und „Politik“, ebenso die Reflexion der Parteilichkeit aller (Sexual-)Forschung. Schon vor Martin Broszats bekanntem Diktum aus dem Jahr 1987 von der Gefahr einer „Verinselung der Hitler-Zeit“ stand dahinter zudem die Absicht einer modernekritischen Perspektive auf die Rolle des eigenen Faches in der NS-Zeit.

Der Vortrag konturiert die Genese und die Rezeption dieses Geschichtsverständnisses der in den 1970er und 80er Jahren aufkommenden Kritischen Sexualwissenschaft. Insbesondere soll interessieren, in welche generationellen Erfahrungen ihre Protagonist*innen eingespannt waren bzw. auf welche soziokulturellen Entwicklungen ihre Deutungsangebote reagierten. Und es wird gezeigt, dass es inzwischen wieder Anlass gibt, auf sie zurückzukommen.

/ Matthis Krischel, Düsseldorf

Die Genese des bundesrepublikanischen „Gesetzes über die freiwillige Kastration und andere Behandlungsmethoden“ von 1969 aus sexualwissenschaftlich-medizinischer, juristischer und gesellschaftlicher Perspektive

Im nationalsozialistischen Deutschland hatte es mit dem sog. „Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung“ und der zweiten Überarbeitung des sog. „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ zwei rechtliche Regelungen gegeben, welche die Kastration von Sexualstraftätern oder wegen Verstoßes gegen § 175 verurteilter Männer erlaubten. Nach 1945 fielen beide weg. In der Bundesrepublik wurde in den 1960er Jahren über ein neues legales Fundament für Kastrationen diskutiert, das 1969 als „Gesetz über die freiwillige Kastration und andere Behandlungsmethoden“ in Kraft trat. Das Gesetz ermöglicht die Kastration, wenn „bei dem Betroffenen schwerwiegende Krankheiten, seelische Störungen oder Leiden, die mit seinem abnormen Geschlechtstrieb zusammenhängen“ vorliegen und diese „nach den Erkenntnissen der medizinischen Wissenschaft“ durch den Eingriff verhütet, geheilt oder gelindert werden können. Der Betroffene muss zudem in den Eingriff einwilligen und eine Gutachterstelle zustimmen. Die Regelung gilt bis heute, die Gutachterstellen existieren meist bei den Landesärztekammern.

Bereits bei der Genese des Gesetzes wurde in Bundestag und Bundesrat, in der (rechts-)medizinischen Presse sowie großen Tages- und Wochenzeitungen über Kontinuitäten zu NS-Gesetzen, die Frage der Freiwilligkeit der Einwilligung und die Wirkmächtigkeit des Eingriffs diskutiert. Aus der politischen, rechtlichen und medizinischen Perspektive wird die Kastration dabei v.a. als Behandlungsmethode verstanden, während in der Laienpresse auch Vorstellungen von Körperstrafe mitschwingen.

Ziel des Vortrags ist es, die Diskurse aus der Zeit der Genese des Gesetzes aufzuzeigen und zu analysieren. Dabei soll auch die Frage erörtert werden, welchen Beitrag die bundesdeutsche Sexualwissenschaft zu den Debatten leistete.

/ Teresa Tammer, Dresden

*Durch Wissenschaft zu Handlungsräumen: Aneignung und Inanspruchnahme der Sexualwissenschaften durch schwule und lesbische Aktivist*innen in der DDR der 1970er und 1980er Jahre*

„Per scientiam ad justitiam“ – „Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit“ war der Leitgedanke des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld (1868 – 1935), der mit seinen sexualwissenschaftlichen Arbeiten die Rechte sexueller Minderheiten zu begründen versuchte. Seine biologistische Herangehensweise war und ist umstritten. Der Versuch jedoch, die Wissenschaften in Anspruch zu nehmen, um sexuelle ‚Abweichungen‘ als ‚natürlich‘ darzustellen und sie der moralischen Verurteilung zu entziehen, gehört in die lange Geschichte homosexueller Emanzipationsbewegungen. Der Vortrag thematisiert die Rezeption zeitgenössischer sexualwissenschaftlicher Erkenntnisse durch die ostdeutsche Schwulen- und Lesbenbewegung und fragt nach Bedingungen, Motiven und Aneignungsformen.

Die erste und einzige ostdeutsche Schwulen- und Lesbengruppe im Ost-Berlin der 1970er Jahre sowie die sich unter dem Dach evangelischer Kirchen in den 1980er Jahren organisierende Schwulen- und Lesbenbewegung in der DDR mussten in einer streng reglementierten Gesellschaft spezifische Strategien der Selbstbehauptung, Mobilisierung und der Ausweitung von Handlungsräumen entwickeln. Dazu gehörten etwa die Kontaktaufnahme zu staatlichen Behörden, um diese davon zu überzeugen, die Diskriminierung Homosexueller abzubauen und deren soziale Situation zu verbessern, sowie die Kommunikation mit Mitglieder*innen und Interessierten. In ihren Schreiben an staatliche Stellen und internen Druckschriften oder Vorträgen nahmen die unterschiedlichen Gruppen und Aktivist*innen Bezug auf Expert*innen und Publikationen aus der DDR, aber auch aus der Bundesrepublik, die wissenschaftliche Erkenntnisse zum Thema Homosexualität lieferten. Welche Thesen und welche Wissenschaftler*innen wem gegenüber und mit welcher Absicht zitiert wurden, soll in der Präsentation herausgearbeitet werden. Es lässt sich zum einen zeigen, dass die eigensinnige Aneignung sexualwissenschaftlicher Ergebnisse und ihre

interessengeleitete Verbreitung zu den Kernelementen ostdeutscher schwul-lesbischer Bewegungsstrategien gehörten; zum anderen wird deutlich, dass diese Inanspruchnahme der Sexualwissenschaften nie losgelöst war von den politischen Verhältnissen in der DDR und den geopolitischen im geteilten Deutschland.

SEKTION IV

„What is the environment in the environmental humanities?“

/ Organisation: Christina Wessely, Lüneburg

Angesichts der Krise gesellschaftlicher Naturbeziehungen stieg die Ökologie spätestens seit den 1970er Jahren zu einer Leitwissenschaft auf, die ihrem Gegenstandsbereich angemessen als global und universell galt. Im Zuge dieser Entwicklung formierten sich auch die environmental humanities mit dem Anliegen, ökologische Probleme, die immerhin die Zukunft des Planeten und damit des Menschen zu bedrohen versprachen, nicht allein den Natur- und Technikwissenschaften zu überlassen, sondern diese auch als dezidiert geisteswissenschaftliche zu adressieren. Während der zweite Teil des neu entstandenen Forschungsfeldes – die humanities und ihre Bezüge zu den ‚harten‘ Wissenschaften, ihre historisch je verschiedenen Konzeptionen des Verhältnisses von Natur und Kultur etc. – dabei selbstreflexiv thematisch wurde, blieb der erste Teil der Neuschöpfung seltsam unterbelichtet. Dass Seen, Meere und Flussläufe, Gebirge und Wälder, ozeanische und atmosphärische Strömungssysteme die environments des neuen Forschungsfeldes seien, schien (und scheint) häufig selbstevident. Dass allerdings der Prozess, in dessen Rahmen all diese Gegenstände zuallererst zu environments erklärt wurden bzw. in dessen Rahmen all diese Gegenstände Evidenz erlangten, selbst zum grundlegenden Thema ökologisch orientierter Geisteswissenschaften erklärt werden müsste, blieb dabei meist ausgeblendet.

Hier setzt die Sektion an. Ihre Vortragenden plädieren für eine Geschichte ökologischer Wissensformen, die eine Kritik unterschiedlicher Umgebungsbegriffe beinhaltet und dabei deutlich macht, dass environment nicht nur eine komplexe wissenschaftliche, politische und soziale Geschichte aufweist, die sich von der anderer Umgebungsbegriffe fundamental unterscheidet, sondern dass die Definition, Abgrenzung und Stabilisierung von Umgebungen der begrifflichen Einordnung vorgängig ist – dass environments also nichts Vorgefundenes sind, sondern erst durch Praktiken ihrer Herstellung und (politischen) Deutung realisiert werden. Auf diese Weise möchte diese Sektion in den Blick rücken, was den environmental humanities unreflektiert vorausgeht.

/ Patrick Stoffel, Lüneburg

Die environments der environmental humanities. Eine Einführung

Das Bewusstsein, in ökologischen Krisenzeiten zu leben, durchdringt seit den 1970er Jahren zahlreiche Disziplinen innerhalb der humanities. Die Philosophie, die Geschichts- und die Literaturwissenschaften gehörten – in dieser Reihenfolge – zu den ersten, die sich dem environment als eigenständigem Untersuchungsgegenstand zuwandten. Aus diesen disziplinären Anfängen sehen sich die environmental humanities mittlerweile herausgewachsen. Angesichts der Dringlichkeit der zahlreichen sich wechselseitig verstärkenden ökologischen Krisen möchte etwa der jüngst veröffentlichte *Cambridge Companion to Environmental Humanities* (2021) nicht allein die von der Wirklichkeit überholten disziplinären Konventionen sprengen, die das Verstehen der Welt formten und (zu unserem eigenen Nachteil) begrenzten, sondern überdies das analytische Instrumentarium der Wissenschaften um einen öffentlichkeitswirksamen Aktivismus ergänzen und hierfür das wissenschaftliche Ideal der Distanznahme zugunsten einer leidenschaftlichen Einmischung aufgeben.

Die *Environmental Humanities* haben – in diesem Selbstverständnis – eine „mission“. Diese Einführung befragt die environmental humanities auf ihre Mission und die historischen Rahmenbedingungen, deren ihre Missionsziele entwachsen sind. Oder anders formuliert: Sie befragt die environmental humanities auf die ihr eigenen environments. Zu diesen gehört die breite gesellschaftliche Umweltbewegung, die 1970/71 weltweit Fahrt aufnahm, der linguistic turn, der zeitgleich einen umfassenden Paradigmenwechsel in den humanities bewirkte, sowie die anhaltende Debatte um den Bedeutungsverlust der humanities, in deren Folge diese ihre soziale Relevanz neu artikulieren mussten.

/ Florian Sprenger, Bochum

Ein environment ist kein milieu, ist keine Umwelt

Derzeit sind nur wenige Begriffe so aufgeladen und mächtig wie der Begriff environment. Er ist allgegenwärtig, hat sich zu einem strategischen Instrument für Politik und Theorien gleichermaßen entwickelt, die Grenzen der Biologie und der Ökologie überschritten und das vielfältige Feld des Umweltschutzes verlassen. Die ersten Schritte dieser Expansion, in der der Begriff zu einer "argumentativen Ressource" wird und eine Plausibilität erlangt, die ihn zu einem universellen Werkzeug macht, sind Thema des Beitrags. Um zu verstehen, wie der Begriff diese Plausibilität erlangt hat, ist es notwendig, ihn von zwei anderen Begriffen zu unterscheiden: dem französischen milieu und dem deutschen Umwelt. Wenn diese drei Begriffe einander ersetzen und als Übersetzungen verwendet werden, verlieren sie ihre historische Spezifität und Tiefe, und drei verschiedene theoretische und philosophische

Traditionen verschmelzen zu Gleichgültigkeit. Eine Begriffsgeschichte des Begriffs environment und seines Verhältnisses zu milieu und Umwelt, aber auch zu Begriffen wie Medium, Atmosphäre, Ambiente oder Klima, kann daher helfen, die Potenziale und Gefahren der Plausibilität des Begriffs zu verstehen. In diesem Sinne plädiert der Beitrag für eine neue Perspektive auf Epistemologien des Umgebens, die das, was umgibt, in Beziehung zu dem setzen, was umgeben wird.

/ Christina Wessely, Lüneburg

Nationalökologien und die Grenzen der environmental humanities

Die moderne Ökologie war seit ihren nichtbegrifflichen Anfängen ein eng mit nationalen und nationalistischen Bestrebungen verbundenes Unterfangen. In Deutschland erwiesen sich ökologische Wissensformen insbesondere in der „umwelthistorischen Sattelzeit“ (Uekötter) rund um die Gründung des Deutschen Reiches als politisches Wissen, das den Nationalstaat und seine gesellschaftliche Ordnung begründete und gleichzeitig naturalisierte. Von dieser Konstellation ausgehend entwickelt der Vortrag die These, dass sich die moderne Ökologie in Form von „Nationalökologien“ herausgebildet hat und diskutiert das Verhältnis jener Nationalökologien zu der scheinbar universellen ‚Globalökologie‘, die sich mit dem Aufkommen der Erdsystemforschung und der Ökologiebewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts herausgebildet hat. Damit wird auch die Frage nach Umfang, Geltungsbereich und Grenzen der environmental humanities adressiert: Tragen sie der Pluralität ökologischer Wissensformen Rechnung? Können innerhalb der environmental humanities all die gänzlich verschiedenen Epistemologien des Umgebens und die biopolitischen Implikationen Berücksichtigung finden, die kaum ineinander übersetzbare Begriffe wie ‚Umwelt‘, ‚milieu‘ oder ‚environment‘ implizieren oder eben die environmental humanities historische (aber bis heute wirksame) Differenzen ökologischen Denkens und seiner Begriffe ein?

/ Birgit Nemec, Berlin

Die environments von Gesundheit und Reproduktion

Die 1950er und 1960er Jahre sind als Phase eines wachsenden Forschungsinteresses an der Umwelt-Organismus Beziehung bekannt. In einer Zeit des ökonomischen und demographischen Wachstums und früher Umweltbewegungen rückten Bedenken bezüglich der Wirkung von Strahlung, grassierender Infektionskrankheiten sowie chemischer Stoffe und Arzneimittel während der Schwangerschaft das Interesse von Forschern auf mögliche teratogene und mutagene Faktoren. Mit dem Ziel, die reproduktive Gesundheit zu erhalten und die Raten angeborener Fehlbildungen zu senken, versuchten Forscher weltweit die Effekte dieser exogenen Faktoren auf die pränatale Entwicklung zu verstehen. Allerdings unterschieden sich, zum einen, die

environments, die nun zum Gegenstand von Untersuchungen wurden, sehr grundlegend, von Landstrichen oder Arbeitsplätzen als potenziell gefährliche Außenwelten, bis zu kleiner dimensionierten und individuelleren environments, wie dem Uterus, dem Metabolismus, dem Lifestyle oder den sozialen Interaktionen und Gewohnheiten von schwangeren Frauen. Zum anderen erwachsen diese vielfältigen Forschungsinitiativen, wenngleich sie häufig in transnationale Programme eingebunden waren, sehr spezifischen nationalen Kontexten, wo sie wiederum Regulierungen und Richtlinien prägten. Das bekannteste Beispiel sind die scharfen Gegensätze im Umgang mit der weltweiten Thalidomid Tragödie (1961). Dieser Beitrag nimmt Westdeutschland in den Blick, ein Land, das heute beispielhaft für einen spezifischen Blick auf environments steht, geprägt durch einen historisch gewachsenen Umgang mit Geschlecht/Gender, Behinderung, Aushandlungsprozesse und durch kritische soziale Bewegungen. Es wird argumentiert, dass Thalidomid historisch in einen breiteren Rahmen unterschiedlicher Konzeptionen exogener Einflüsse auf Gesundheit und Reproduktion einzuordnen ist und fragt: was zählte jeweils, für wen und mit welcher Zielsetzung, als environments von Gesundheit und Reproduktion in den Nachkriegsjahrzehnten.

SEKTION V

/ Flurin Condrau & Leander Diener, Zürich

Medizin als kulturelles System: Erwin Heinz Ackerknecht und der ethnologische Blick auf die Medizingeschichte

Ist die Medizingeschichte eine medizinische oder eine geisteswissenschaftliche Disziplin? Anhand des Nachlasses, der Korrespondenz und weiterer Materialien zu Erwin Heinz Ackerknecht untersuchen wir, wie sich das disziplinäre Selbstverständnis der Medizingeschichte im mittleren und letzten Drittel des 20. Jahrhunderts im Spannungsverhältnis zur allgemeinen Geschichte und später zur Bioethik gewandelt hat.

Ackerknecht gehörte zu den einflussreichsten Medizinhistoriker*innen des 20. Jahrhunderts. Seine Periodisierung der modernen Medizin - „bedside“, „hospital“ und „laboratory medicine“ - ist bis heute ein zentrales Narrativ in der Medizingeschichte (Haushofer 2016). Insbesondere sein Ethnologiestudium in Paris unter Lucien Lévy-Bruhl und Marcel Mauss, seine Arbeiten zur sogenannten „primitiven Medizin“ in Zusammenarbeit mit Henry Sigerist in Baltimore und seine Nähe zu Ruth Benedict in New York waren prägend. In Auseinandersetzung mit diesen Eindrücken beschrieb Ackerknecht „Medizin“ als kulturelles Produkt eines spezifischen gesellschaftlichen Umfelds (Rosenberg 2007).

Dabei hatte Ackerknecht immer vor Augen, dass Medizingeschichte eine genuin medizinische Disziplin war: Medizingeschichte sollte Medizinstudierenden und auch

praktizierenden Ärzt*innen dienen. Aus diesem Grund lehnte er auch die Übernahme eines „infantilen Relativismus“ in der Sozialgeschichte ab (Rosenberg 2007) und vertrat kritische Positionen etwa gegen Michel Foucault. Trotz kultureller Merkmale hielt er an einer Überlegenheit westlicher Medizin fest. Ackerknecht blieb aktiv bis in die 1980er Jahre, er erlebte also auch den Beginn des Aufstiegs der Bioethik innerhalb der Medizin. Unser Vortrag erlaubt einen neuen Blick auf eine Zeit, in der sich für die akademische Medizingeschichte disziplinar und auch epistemisch entscheidende Weichen stellten.

/ Julia Engelschalt, Zürich

„We have never been placeless“: Potenziale und Herausforderungen einer umwelthistorisch fundierten Medizingeschichte im Anthropozän

In einem programmatischen Artikel vertritt Chris Sellers die These der „place neutrality“ in der Geschichte der Medizin und fordert einen Fokus auf die Verbindung zwischen medizinischer Forschung und Praxis sowie deren umweltlichen Dimensionen (Sellers 2018). Dies meint zum einen die Tendenz der Medizin ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, menschliche Körper konzeptuell losgelöst von ihren vielfältigen Umwelten zu diagnostizieren und zu behandeln. Zum anderen sei das medizinische Paradigma der „place neutrality“ ein Grund dafür, dass auch in der Medizingeschichte eine tiefgehende Auseinandersetzung mit „natürlichen“ Umwelten menschlicher Körper selten bis gar nicht stattfindet (vgl. Diener 2021). Tatsächlich rückten Mitte des 20. Jahrhunderts sozialhistorische Ansätze ins Zentrum einer Medizingeschichte, die sich von den triumphalistischen Narrativen ihres Faches zu emanzipieren suchte (Reverby & Rosner 2004).

Zwar mehren sich vor allem in den interdisziplinären Medical Humanities Ansätze, die die Bedeutung nicht-menschlicher Akteure in medizinischen Kontexten hervorheben (Latour 1991). Gerade angesichts rezenter Bemühungen internationaler Gesundheitsorganisationen, den Zusammenhang zwischen Klimawandel, Umwelten und (globaler) Gesundheit stärker zu fokussieren, verwundert es daher, dass eine systematische Konzeptualisierung von Umwelten in der Medizingeschichte bislang aussteht.

Unser Beitrag adressiert diese Problematik, indem er zunächst die oben beschriebenen Entwicklungen historiographisch einordnet. Anschließend beleuchtet er anhand ausgewählter Fallbeispiele die vielfältigen Verflechtungen von Gesundheit und Umwelten im Anthropozän. Schließlich bietet er Überlegungen zu Potenzialen und Herausforderungen einer Medizingeschichte, die Umwelt(en) nicht als Hintergrundfolie für humanmedizinische Intervention, sondern vielmehr als integralen Bestandteil ihrer Forschungspraxis im Sinne eines umwelthistorisch fundierten Feldes der Environmental Medical Humanities begreift.

/ Željana Tunić, Jena

Wie wird mit forensischer Expertise politisch argumentiert? Zu Exhumierungsprojekten im (post-) jugoslawischen Raum

Die forensische Untersuchung von Massengräbern erfuhr ihre Blütezeit in der zweiten Hälfte des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Die Erfahrungen von Massengewalt in Bürgerkriegen begründete die Notwendigkeit einer forensischen Aufklärung der begangenen Gräueltaten, wie dies unter anderem in Argentinien, Spanien, Bosnien und Herzegowina und dem Irak der Fall war (Crossland 2010, Ferrándiz/Robben 2015, Anstett/Dreyfus 2016, Moon 2016, Stojanowski/Duncan 2016). Dies popularisierte die Vorstellung von menschlichen Überresten als Beweismaterial, dessen Untersuchung ein rein objektives Verfahren darstelle. Dementgegen konnten Keenan und Weizman (2012) zeigen, dass die Forensik ein breites Spektrum an Kulturtechniken voraussetzt. Nur selten wird reflektiert, dass „forensics [...] is also rhetoric, mediation, narration, and performance of evidence that carries traces of the past“ (Bøndergaard 2017, 10). Im Gegenteil, die allgemeine Popularität der forensischen Expertise ist offensichtlich auf die Faszination mit der Idee zurückzuführen, dass „evidence speaks for itself and that it simply cannot lie“ (Frieze 2019; Crossland 2013 und 2018).

Forensische Argumentationsmuster wurden auch im spätsozialistischen Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten seit den späten 1980er Jahren aufgegriffen: In einer Atmosphäre wachsender ethnonationaler Spannungen starteten verschiedene Akteur*innen diverse Exhumierungsprojekte mit dem Ziel, umstrittene Opferrollen zu beweisen, insbesondere im Hinblick auf die Massengewalt während und nach dem Zweiten Weltkrieg sowie während der jugoslawischen Zerfallskriege (1991-1999). Ausgehend von den Ansätzen der forensischen und politischen Anthropologie (Crossland 2010 und 2018, Anstett/Dreyfus 2016, Ferrándiz/Robben 2015) wird in diesem Beitrag erörtert, wie in Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten forensische Logiken der Argumentation und Wahrheitsfindung diskursiv eingesetzt wurden, um unterschiedliche politische Agenden zu verfolgen und nationalistische Imaginationen zu unterstützen.

/ Bettina Bock von Wülfigen, Münster

Vererbung in der deutschsprachigen Rechtsgeschichte – ein begriffsgeschichtliches Werkzeug für die Geschichte biologischer Vererbung

Was geschieht, wenn wir in einer Kulturgeschichte der Vererbung die Entwicklung des biologischen Vererbungsbegriffs von der Geschichte der Rechtstheorie aus betrachten?

Diese Betrachtung kann eröffnet werden mit der Diskussion des Vererbungsbegriffs bei Kant. Denn Kant ist für die Wissenschaftsgeschichte zur Vererbung bisher

derjenige, der das Verb „vererben“ erstmals in dem Sinne vorschlug, wie es später im modernen biologischen Verständnis gebräuchlich wurde.

Kant stellte eine ausgiebige Untersuchung an, wie zu seiner Zeit der Begriff der Vererbung gebraucht wurde und konnte feststellen, dass, wie er 1793 beklagte, er vor allem religiös konnotiert in Medizin, Recht und Religion gebraucht wurde: als Erbkrankheit, Erbschuld oder Erbsünde. Kant dagegen versuchte sein Publikum zu überzeugen, dass der Begriff tauglich sei, um für die Weitergabe von nicht derart belasteten Merkmalen verwendet zu werden. Ihm ging es (heute viel diskutiert) etwa um Hautfarbe als nützliche und transgenerationale Adaptation an lokale Bedingungen. Während diese Erstverwendung lange bekannt ist, sind die zeitgenössischen Gebräuche des Verbs vererben in den sehr verschiedenen deutschsprachigen Rechtsräumen in der Wissenschaftsgeschichte kaum diskutiert: Für welche Güter das Vererben allgemein üblich galt, etwa zu Kants Zeiten an die Person gebundene Rechtstitel, veränderte sich stark im Lauf des nächsten Jahrhunderts. Auch der Begriff des „sich vererben“, das bedeutete, einen rechtsfähigen Erben zu zeugen, verschwand im 19. Jahrhundert aus den Rechtsbüchern und Lexika.

Der begriffsgeschichtliche Parcours durch die Geschichte der Rechtstheorie und -Praxis von Kant bis in das 20. Jahrhundert hinein zeigt die Verflechtungen zwischen dem Erbrecht und naturkundlichen und biologischen Vorstellungen vom Zeugen und dem Vererben von Merkmalen im deutschsprachigen Kontext.

SEKTION VI

Geschlechtergeschichtliche Perspektiven auf Geistes- und Humanwissenschaften

/ Organisation: Andrea Reichenberger, Hagen

Die Gleichstellung der Geschlechter in Forschung und Lehre steht heute weit oben auf der politischen Agenda bundesdeutscher und europäischer Wissenschaftspolitik. Demgegenüber steht das Faktum, dass nach wie vor historiographische Narrative zur Genesis und Geltung wissenschaftlicher Theorien systematisch Geschlechterfragen ausblenden. Dazu zählen sowohl das systematische Übersehen und Ausblenden von Genderfragen als auch die „Blindheit“ gegenüber der historischen Frauenforschung sowie der feministischen Epistemologie und ihren kritischen Beiträgen zur wissenschaftsgeschichtlichen Reflexion. Vor dem Hintergrund dieser Herausforderungen will die Sektion auf das Potential der Frauen- und Genderforschung zum besseren Verständnis interdisziplinärer Verflechtungen zwischen den „Zwei Kulturen“ (C.P. Snow 1959), den Geistes- und Naturwissenschaften, und auf die Fragilität dieser seit jeher diskutierten Klassifikation aufmerksam machen. Die einzelnen Beiträge untersuchen und problematisieren aus geschlechtergeschichtlichen Perspektiven komplexe Entstehungsbedingungen von wissenschaftlichen Theorien und Praktiken sowie Kanonisierungen und Schulbildungen. In Auseinandersetzung mit (queer-

)feministischen, postkolonialen und postoperaistischen Theorien untersucht Dominik Merdes Geschlechterverhältnisse an Missionskrankenhäusern in Südchina (ca. 1860-1920) und in der vom Missionsarzt Harold Balme verfassten Geschichte über die „Ankunft der chinesischen Pfleger*in“ (1921). Bettina Wahrigs Beitrag stellt die Bedeutung des Feminismus für die Entwicklung des französischen Poststrukturalismus heraus. Andrea Reichenberger wirft einen wissenschaftskritischen Blick auf die Trias „Philosophie-Logik-Gender“ am Beispiel einer geschlechtergeschichtlichen Fallstudie zu den Gründungsjahren zweier renommierter Zeitschriften in der Logik.

/ Dominik Merdes, Braunschweig

Bekehrung und epistemische (Re)produktion. Geschlechterverhältnisse an chinesischen Missionskrankenhäusern und in ihrer Geschichte (ca. 1860-1920)

In Folge der Opiumkriege (1839-42 u. 1856-60) erhielten westliche Missionar*innen in China weitreichende Sonderrechte, dank derer sie sich innerhalb des Kaiserreichs bewegen durften. Auf diese Weise konnten sie wissensgenerierende Funktionen einnehmen, die andernorts kolonialstaatlichen Agent*innen zukamen. Missionar*innen trugen Wissen zur Botanik, zur materia medica, zur Geographie, zur Anthropologie und zur Erforschung chinesischer Sprachen bei. Außerdem schrieben sie ihre eigene Geschichte. Besonders interessante Orte der Wissensproduktion waren Missionskrankenhäuser, wo neben Missionsärzt*innen angelernte Assistent*innen, ausgebildete Pflegende, Bibelfrauen, Kulis, Missionar*innen und Familienangehörige tätig waren. Im Kapitel „The Advent of the Chinese Nurse“ seines Buchs *China and Modern Medicine* von 1921 skizziert der Missionsarzt Harold Balme (1878–1953) eine historische Entwicklung vom unhygienischen Missionskrankenhaus des 19. Jahrhunderts zum modernen, von ausgebildeten Pflegerinnen rein gehaltenen, Missionskrankenhaus des 20. Jahrhunderts. Aus einer Geschlechterperspektive führte dieses, zu diesem Zeitpunkt unvollendete, lineare Narrativ vom angelernten männlichen Pfleger zur professionellen Pflegerin. Bei genauerem Hinsehen entpuppen sich das Missionskrankenhaus und Balmes historischer Abriss als ein vielschichtiges Gefüge, in dem sich Geschlechterverhältnisse in komplexer Weise überlagerten. In den Archiven zeichnet sich dies unter anderen ab, wenn die Geschlechterordnungen westlicher Missionar*innen mit denen von Patient*innen kollidierten. Anknüpfend an (queer-)feministische, postkoloniale und postoperaistische Theorien möchte ich in meinem Beitrag mit den Begriffen der Sorgearbeit, der Reproduktionsarbeit und der affektiven Arbeit vergeschlechtlichte Strukturen untersuchen, die nicht nur die umkämpfte Position der Pfleger*in, sondern auch die der leitenden, zuweilen als Historiograph*in auftretenden, Missionsärzt*in betrafen. Wie verteilten sich feminisierte und rassifizierte Tätigkeiten wie Sorgearbeit über die Geschlechterkonfigurationen der Hospitäler? Und auf welche Weise schrieben sich asymmetrische Machtverhältnisse in das produzierte Wissen ein?

/ Bettina Wahrig, Braunschweig

Insister – Ein Versuch über Poststrukturalismus, Feminismus und dessen Potenziale für die Historiographie des Wissens

Feministische Theoriebildung hat in der Philosophie und Literaturwissenschaft schon vergleichsweise früh stattgefunden, so dass es sich lohnt, diese selbst historisch zu betrachten und sie auch im Hinblick auf ihre möglichen Beiträge für die Historiographie der Humanwissenschaften heute neu zu befragen. Insofern wird hier ein Beitrag zu einer geschlechtertheoretisch informierten Philosophiegeschichte versucht, und es wird gefragt, was uns bestimmte Ansätze heute für einen historischen Blick auf Wissensgeschichte bieten. Und es sind eben auch Schreibende, die aus der Perspektive eines ‚weiblichen Schreibens‘ den Blick auf das Schreiben selbst und damit auch auf die diesem eingeschriebenen Geschlechterverhältnisse geworfen haben. Im Rückblick auf die Entwicklung des französischen Poststrukturalismus wird der Beitrag des Feminismus häufig übersehen. Von Julia Kristeva wird selten mehr als ihre „Revolution der poetischen Sprache“ genannt. Auch dass Lacans Joyce-Rezeption wichtige Impulse durch Hélène Cixous erhielt, steht eher im Hintergrund. Dass zu Judith Butlers zahlreichen Inspirationsquellen nicht nur Jacques Derrida, sondern auch Hélène Cixous und Luce Irigaray gehören, ist heute kaum noch bekannt. Cixous’ „Lachen der Medusa“ wurde erst jüngst ins Deutsche übersetzt; sie hat einen lebenslangen Dialog mit dem in der Wissenschaftsgeschichte sehr viel breiter rezipierten Jacques Derrida unterhalten. Der „Versuch“ dieses Vortrags besteht darin auszuloten, welche Relevanz die Denk- und Schreib-Experimente dieser Feministinnen heute besitzen. Sich den Gesetzen des Vaters ent-schreiben, Utopien ver-schreiben, wie geht das? Und welche Anknüpfungspunkte gibt es heute für eine Geschichte der Human- und Geisteswissenschaften?

/ Andrea Reichenberger, Hagen

Philosophie – Logik – Gender: Eine wissenschaftshistorische Perspektive

Die Philosophie zählt zu den Geistes- und Kulturwissenschaften bzw., im anglophonen Raum, zu den Humanities. Traditionell werden die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften abgegrenzt. Die Philosophie gilt insofern als Sonderfall, als sie als wissenschaftliche Disziplin älter ist als die akademische Etablierung der klassischen geisteswissenschaftlichen Fächer. Nur selten wird in diesem Kontext wahrgenommen und erwähnt, dass die Philosophie noch aus einem weiteren Grund einen Sonderfall darstellt: Frauen sind in der Philosophie stärker als in anderen geisteswissenschaftlichen Fächern unterrepräsentiert. Laut dem Statistischen Bundesamt liegt die Zahl der Studierenden und Lehrenden prozentual sogar unter den Werten naturwissenschaftlicher Fächer. Insbesondere in der Logik, einem kleinen Fach innerhalb der Philosophie, zeigt sich die ungleichmäßige Geschlechterverteilung

in alarmierender Weise. In meinem Vortrag möchte ich mich dieser Problematik aus wissenschaftshistorischer Perspektive nähern.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist die Zahl der feministischen Beiträge zum philosophischen Kanon explosionsartig angestiegen, eine Entwicklung, die in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie der Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte deutliche Parallelen aufweist. Demgegenüber steht das Faktum, dass die Logik weder in ihrer öffentlichen Wahrnehmung noch in ihrer wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrpraxis der Kritik einer feministischen Philosophie Rechnung getragen hat. Umgekehrt gibt es nur wenige fundierte feministische Studien zur Geschichte und Philosophie der Logik. Der Vortrag will auf dieses Forschungsdesiderat aufmerksam machen und eine Fallstudie vorstellen, die auf einer bibliometrischen Analyse als auch auf einer qualitativen Bewertung der Beiträge von Frauen in den Gründungsjahren zweier renommierter Zeitschriften in der Logik beruht: *The Journal of Symbolic Logic* und *Erkenntnis (The Journal of Unified Science)*. Die Fallstudie erschließt zugleich, so die These, einen ungewohnten Blick auf die Entstehung und Etablierung eines neuen Faches, auf die mathematische Logik, die heute nicht mehr zur Philosophie, sondern zur Mathematik zählt.

SEKTION VII

Psychological Humanities in the Making: Fallbeispiele und konzeptionelle Überlegungen

Organisation: Lisa Malich und Verena Lehmbrock

In diesem Panel möchten wir die ‚Psychological Humanities‘ als einen neuen transdisziplinären Ansatz vorstellen und reflektieren. Dabei handelt es sich um den Versuch, nicht nur ein Forschungsfeld der „Humanities“ zu entwerfen, das die Psychologie in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betrachtung rückt, sondern diesen Ansatz auch innerhalb der Disziplin selbst zu etablieren. Die Entwicklung der Psychological Humanities hat eine kurze Geschichte: Sie reicht ca. fünf Jahre auf eine Konferenz in Lübeck zurück. Mittlerweile sind zwei Texte dazu entstanden und ‚Psychological Humanities‘ erscheint gelegentlich als Schlagwort für englischsprachige Forschung mit psychologiehistorischer, sozial- und kulturwissenschaftlicher oder kritisch-psychologischer Ausrichtung.

Das Panel verfolgt zwei Ziele: Zum einen soll die Relevanz und das Potenzial der Psychological Humanities dargestellt werden, um unter einer pragmatisch-produktiven Perspektive mögliche Strategien zur Etablierung zu diskutieren. Auf welche Weise lassen sich in einer Disziplin neue Forschungsfelder integrieren? Was für spezifische Bedingungen bestehen hierbei in der Psychologie, die sich historisch zwischen Geistes- und Naturwissenschaften bewegte und heute zunehmend als Lebenswissenschaft in Erscheinung tritt?

Zum anderen zielt das Panel auf eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit den Psychological Humanities und die Frage nach adäquaten Forschungsfragen. Welche Fallbeispiele für diesen Ansatz sind denkbar? Wie unterscheiden sich entsprechende Forschungsprojekte von denen aus der Psychologie- oder Psychotherapiegeschichte? Wie lässt sich die partielle Transformation der Psychologie in die Neurowissenschaften integrieren, wie kann mit generellen Auflöserscheinungen von Disziplinen im heutigen Wissenschaftssystem umgegangen werden? Und haben Ansätze wie der der Psychological Humanities tatsächlich das Potenzial, die Dichotomie der ‚zwei Kulturen‘ aufzulösen?

/ Martin Wieser, Wien

„Psychological Humanities“ am Schnittpunkt von Psychologie, Geschichte und Aufarbeitung am Fallbeispiel der „Operativen Psychologie“ des MfS

1965 wurde an der Juristischen Hochschule in Potsdam ein Institut für „Operative Psychologie“ eingerichtet, dessen Existenz bis zur Auflösung des MfS Anfang 1990 in der Öffentlichkeit unbekannt war. Ab Ende der 1960er Jahre war an dieser Einrichtung eine wachsende Gruppe von Psychologen tätig, die zuvor im Auftrag der Staatssicherheit an einer zivilen Universität studiert hatten. Nach Studienabschluss stellten sie ihre psychologische Expertise in den Dienst des Geheimdienstes und vermittelten ihr Wissen in praxisorientierter Form an die „Offiziershörer“ der Juristischen Hochschule. Sowohl die Anwerbung von inoffiziellen Mitarbeitern, Techniken der Vernehmung als auch Methoden der „Zersetzung“ oppositioneller Personen bildeten die wichtigsten Themengebiete der Operativen Psychologie. Nach einer Vorstellung des Untersuchungsgegenstands wird die Frage erörtert, wie sich eine Aufarbeitung der Operativen Psychologie im Rahmen der „Psychological Humanities“ als eine produktive Verbindung zwischen Wissenschaftsgeschichte und Psychologie realisieren lässt. Die Aufarbeitung der Operativen Psychologie, so wird argumentiert, geht über ein rein geschichtswissenschaftliches und psychologiegeschichtliches Interesse hinaus und berührt sowohl ethische Fragen der Verantwortung für die Konsequenzen psychologischer Praktiken, die zur Überwachung und Manipulation konzipiert wurden, als auch Fragen des juristischen und therapeutischen Umgangs mit Betroffenen politischer Repression in der DDR.

/ Cornelius Borck, Lübeck

Psychologie und Neurowissenschaften: Eine Neuauflage des alten Streits zwischen Geistes- und Naturwissenschaften?

Die Position der Psychologie im Zwischenraum zwischen Geistes- und Naturwissenschaften gehört als Topos der disziplinären Selbstverortung zur Fachgeschichte, seit sich die Psychologie akademisch institutionalisiert hat. Die Etablierung von

Neuroscience als neuer Grundlagenwissenschaft und damit einer Überführung der Psychologie in angewandte Neurowissenschaften gilt dann als die bislang jüngste Etappe in diesem Modell der zwei Kulturen: Haben die bahnbrechenden Erfolge im Zuge der Decade of the Brain nicht die Voraussetzung geschaffen, jetzt auch im Bereich von Psychologie und Psychotherapie experimentell solide Forschungsstrategien und therapeutisch bewährte Verfahren einzusetzen?

Gegen solche Stimmen scheint es naheliegend, mit den Psychological Humanities an die komplexen psychosozialen Dimensionen psychischer Phänomene zu erinnern, die nicht in der biologisch-naturwissenschaftlichen Erforschung aufgehen. Statt bei diesem alten Methodenstreit stehenzubleiben, sollten Psychological Humanities vielmehr auf die Kontexte jedweden Wissens abheben und die epistemischen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen gerade auch der neuen neurowissenschaftlichen Evidenzen herausarbeiten, die schlicht nicht im schematischen Modell zweier antagonistischer Wissenschaftskulturen aufgehen. Zwanzig Jahre nach Ende der Dekade der Hirnforschung und im Kontext neuer Ausbildungsszenarien können Psychological Humanities zur Selbstreflexion in einer unübersichtlichen Situation beitragen.

/ Nora Binder und Verena Lehmbruck, Erfurt

Demokratiewissenschaften versus Social Engineering? Angewandte Gruppendynamik in der BRD und DDR

Ausgehend von der angewandten Gruppendynamik, wie sie Kurt Lewin ab den 1940er Jahren im amerikanischen Exil entwickelt hat, kontrastieren wir in diesem Doppelvortrag gruppendynamische Interventionen in der BRD und der DDR und fragen nach ihrer jeweiligen politisch-epistemologischen Bedeutung: In der BRD wurden gruppendynamische Workshops in den 1960er Jahren in Bildungs- und Kirchenkreisen als Medium demokratischer Selbstumerziehung eingeführt. Mit Beginn der 1970er Jahre verbreiteten sich zudem als ‚befreiend‘ konzipierte Selbsterfahrungs-Gruppen innerhalb der aufkommenden Beratungsindustrie, die auf Selbsterkenntnis und -optimierung in und durch die Gruppe abzielten (Tändler 2012). Anders in der DDR. Hier wurden gruppendynamische Techniken von Sozialpsycholog*innen vor allem dazu genutzt, Führungskräfte trainings für die Industrie zu entwickeln. Nicht die Selbstverwirklichung des Einzelnen, sondern die Effizienzsteigerung durch gezielte Modellierung von Führungskräften stand im Vordergrund. Das Fallbeispiel der Gruppendynamik, das als ein mögliches Unterthema für ‚Psychological Humanities‘ verstanden werden könnte, lädt somit ein zur kritischen Reflexion: Können humanwissenschaftliche Interventionen weltanschaulich neutral sein oder tragen sie ideologisches Gepäck? Inwiefern hat der Anspruch auf Kontextunabhängigkeit von Psycho- und Soziotechniken selbst politische Implikationen?

/ Andreas Jüttemann, Neuruppin

Wilhelm Wundt im Kontext der Psychological Humanities

Die Psychological Humanities wollen die Psychologie selbst in den Mittelpunkt der geistes- und kulturwissenschaftlichen Betrachtung rücken. Für diese Zielsetzung ist sinnvoll, die Erinnerungskultur der Psychologie zu reflektieren und die geisteswissenschaftliche Ursprungsgeschichte einer heute vorwiegend als Naturwissenschaft geltenden Disziplin zu hinterfragen. Dazu bildet das in Vergessenheit geratene, zwischen 1900 und 1920 erschienene Spätwerk von Wilhelm Wundt (1832– 1920) eine ideale Grundlage. Der Physiologe und Psychologe Wundt gilt weltweit als die wichtigste Gründerpersönlichkeit der Psychologie. Wundt wird heute aber meist nur noch als experimenteller Psychologe verehrt. Vernachlässigt wird seine eigene Positionierung, die bereits aus seiner Definition der Psychologie in seinem wichtigsten Lehrbuch hervorgeht: „Als Wissenschaft von den allgemeingültigen Formen unmittelbarer menschlichen Erfahrung (...) ist sie [die Psychologie] die Grundlage der Geisteswissenschaften“. Um eine alternative Geschichtsschreibung um die Gründerfigur Wundt bemühen sich u.a. der Freiburger Psychologe Jochen Fahrenberg, der anlässlich des 100. Todesjahres Wundts ein großes Überblickswerk herausgebracht hat und ein 2015 gegründeter Förderverein zur Rettung des Wilhelm-Wundt-Hauses in Großbothen. Im zweiten Teil des Vortrages soll es vor allem um den aktuellen Versuch gehen, in Großbothen eine Forschungsstätte für die Psychological Humanities einzurichten.

SEKTION VIII

/ Katharina Link, Frankfurt (Oder)

Von sprechenden Dingen und stummen Objekten. Zum ambivalenten Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur materiellen Kultur

Der Vortrag untersucht entlang ausgewählter Stationen innerhalb der Auseinandersetzungen zwischen text- und objektgebunden arbeitenden Historikern das ambivalente Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur materiellen Kultur seit dem 19. Jahrhundert und benennt wesentliche Gründe für das Scheitern der Etablierung eines kulturhistorischen Ansatzes in der Phase der Profilbildung dieser Disziplin. Ausgehend von der Kritik Leopold von Ranke am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg vollzog sich bis hin zum Lamprechtsstreit ein Konflikt um Gegenstand, Theorie- und Methodengrundlage der Geschichtswissenschaft, der sich in Form von miteinander konkurrierenden Historisierungsstrategien äußerte. Die zwischen Abgrenzungs- und Gleichstellungsversuchen schwankende Gegenüberstellung ihrer Disziplin mit den Naturwissenschaften seitens sich der Geschichtswissenschaft zurechnenden Akteuren fand wesentlich auf rhetorischer Ebene statt. Ein zentrales Mittel dieser rhetorischen Verhandlungen war und ist die Metapher. Im Vortrag soll dargestellt werden, welche

Rolle die Metapher des Sprechens der Dinge (und ihr Pendant, die Stummheit der Objekte) in diesen Aushandlungsprozessen spielte. Am Beispiel der epistemologischen Vorstellungen von Droysen, Sybel, Lamprecht u.a. wird zudem eine Auflösung der Dichotomie Geistes- vs. Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert vorgenommen. Der Vergleich der Scheidung von Geistes- und Naturwissenschaften um 1900 mit derjenigen um 2000 am Beispiel der objektgebundenen Historiografie (populär: Neil McGregors A history of the world in 100 objects) ermöglicht das Aufzeigen deutlicher Parallelen hinsichtlich rhetorischer und damit auch epistemischer Strategien der Akteure. Die Metapher ist nicht verschwunden, sondern heute präsenter denn je.

/ Florian Martin Müller, Innsbruck

Laienforschung und/gegen Fachwissenschaft – Die archäologischen Ausgrabungen in der Römerstadt Aguntum in Osttirol 1912/13

Archäologie war seit jeher eine Disziplin, die schon in ihrer Frühzeit das Interesse einer breiten Öffentlichkeit geweckt hatte und daher in ihrer Weiterentwicklung stark von engagierten Laien geprägt war. Im Zuge der Professionalisierung der Wissenschaften entstand Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Archäologie als eigene wissenschaftliche Disziplin. Waren die Grenzen zwischen Dilettantismus und Professionalität bis zu dieser Zeit fließend gewesen und konnte bis dahin genau genommen eigentlich jeder archäologisch Tätige mehr oder weniger als Laie bezeichnet werden, änderte sich dies mit der Disziplinwerdung und der damit einhergehenden Etablierung von fachspezifischen Ausbildungen an Universitäten. Ab diesem Zeitpunkt war nun eine Differenzierung zwischen akademisch ausgebildeten, durch Institutionen gedeckten und somit finanziell abgesicherten Fachwissenschaftlern und autodidaktischen, nicht in die jeweilige scientific community eingebundenen Privatgelehrten möglich. Gerade letzterer Punkt und damit einhergehend das schwer auffindbare oder gar nicht mehr vorhandene Quellenmaterial stellt ein großes Problem bei der Beschäftigung mit dem Leben und Wirken von Laienforschern dar. Über Leben und Werk von Wissenschaftlern an großen öffentlichen Institutionen ist man zumeist dadurch gut informiert, da vor allem diese Institutionen auch über Archive verfügen, die über längere Zeiträume entstanden, gepflegt und somit erhalten wurden. Der Dilettant als institutioneller Außenseiter hingegen „verschwindet“ bildlich gesprochen schon nach kurzer Zeit und wird „unsichtbar“. Was die erste Generation von Nachfahren noch als Erinnerung an ihn aufbewahrte, landet bei der zweiten vielfach unerkannt im Abfall. Obwohl von Laienforschern oftmals nicht unbedeutende Ergebnisse und neue Erkenntnisse erbracht wurden, blieben diese vielfach unbeachtet. Dies hatte oftmals auch Spannungen mit Fachgelehrten als Ursache, die nicht immer nur sachlich und fachlich begründet waren, und - abhängig von den beteiligten Personen - zu Angriffen und tiefen persönlichen Zerwürfnissen führten.

Im Vortrag soll dies in einem konkreten Beispiel behandelt werden: 1912/13 begannen in der Römerstadt Aguntum in Osttirol die ersten großflächigen archäologischen Ausgrabungen. Es handelte sich dabei aber nicht um ein Unternehmen sondern zwei Personen arbeiteten z.T. an denselben Plätzen aber zeitlich um wenige Tage versetzt: Zum einen der Franziskanerpater Innozenz Ploner (1865–1914) aus eigenem Interesse und Antrieb, zum anderen der studierte Altertumswissenschaftler und damals als Gymnasiallehrer tätige Rudolf Egger (1882–1969) im Auftrag des Österreichischen Archäologischen Instituts in Wien. Während Ploner - zwar methodisch diskussionswürdig und in seiner Interpretation phantasievoll - laufend Entdeckungen wie die Stadtmauer, die Therme und eine römische Villa machte, seine Grabungen dabei auf ein ungeheures öffentliches Interesse stießen und schon von einem „Tiroler Pompeji“ die Rede war, waren die Untersuchungen Eggers von deutlich weniger Erfolg gekrönt. So positiv Ploner in der Öffentlichkeit gesehen wurde, so harsch fiel die Kritik der archäologischen Fachwelt aus, wie unzählige Briefe und Akten des Österreichischen Archäologischen Instituts und der k. k. Zentralkommission für die Erhaltung und Pflege der Denkmale, der obersten Denkmalbehörde der Monarchie, belegen. Neben fachlich berechtigter Kritik dürften dabei aber auch Neid und Standsdünkel eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben.

Beide Grabungsunternehmungen endeten zwar 1913 plötzlich, sollten aber noch bis in die späten 1920er Jahre aufgrund unklarer Zuständigkeiten, verschiedener Amtsverständnisse, finanzieller und personeller Schwierigkeiten Probleme verursachen. Während der Laie Ploner 1914 plötzlich verstarb und nahezu in Vergessenheit geriet, wird Egger, der in den folgenden Jahrzehnten eine glänzende archäologische Karriere machte, als der erste wissenschaftliche Ausgräber Aguntums angesprochen. Auch die Mechanismen dieses Wandels bzw. dieser Umkehr der Bedeutung der beiden Personen in ihrer Rezeption sowohl in der Öffentlichkeit als auch in Kreisen der Wissenschaft sollen im Vortrag aufgezeigt werden.

/ Nikola Wenner, München

Eine Geschichte der Assyriologie am Beispiel der verschiedenen philologischen Bearbeitungsformen der assyrischen Annalen von Tiglath-Pileser I. (1114–1076 v. Chr.) bis zum Ende des Neuassyrischen Reiches (612 v. Chr.)

Der Vortrag beschreibt eine Geschichte der Assyriologie im 20. Jahrhundert anhand der verschiedenen philologischen Praktiken, die das Fach bei der Erschließung der sogenannten „Annalen“ verwendete. Diese ausführlichen Schriften dokumentieren Jahr für Jahr die Taten der assyrischen Könige seit Tiglath-Pileser I. (reg. 1114–1076 v. Chr.) bis zum Ende des Neuassyrischen Reiches (612 v. Chr.). Sie umfassen üblicherweise 600–1000 Keilschriftzeilen und befinden sich auf verschiedenen Textträgern. Besonders wurden dafür Tontafeln und auch mehrseitige Tonprismen verwendet, die traditioneller Weise in die Fundamente von Palästen, Tempeln und

Stattmauern als nicht sichtbare Gründungsgaben eingebaut wurden. Sichtbar waren dagegen freistehende Monumente und steinerne Baubestandteile, insbesondere jene Wandverkleidungen („Reliefs“), die narrative Szenen aus der Regierungszeit des jeweiligen Herrschers abbilden. Über diese beiden Wege wollten die assyrischen Könige die Ereignisse und Errungenschaften ihrer Regierungszeit verewigen und sich selbst zur Unsterblichkeit verhelfen.

Aufgrund der Eigenschaften der Quellengattung war die Editionsarbeit der Annalen stets eine zentrale Aufgabe für das Fach der Assyriologie. Anhand der Analyse der philologischen Praktiken und Errungenschaften, die dabei verwendet und erzielt wurden, lässt sich eine Fachgeschichte des 20. Jahrhunderts beschreiben, die relativ unabhängig von politischen Differenzen auf internationale Zusammenarbeit und wissenschaftlichen Diskurs setzte.

SEKTION IX

/ Britta Behm, Berlin

Einheit der Wissenschaften? Zur Institutionalisierung der „Bildungsforschung“ in der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) 1963

Dass die Gründung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (MPIB) 1963 in der MPG gelang, gibt bis heute Rätsel auf. Mit der naturwissenschaftlich profilierten Gesellschaft der „Grundlagenforschung“, deren zentrales organisationales Prinzip darauf zielte, Institutsneugründungen um hoch renommierte Spitzenforscher*innen zu veranlassen, hätte das MPIB eigentlich unvereinbar sein müssen: so war der neue Ansatz der „Bildungsforschung“ auf die Kooperation mehrerer Sozialwissenschaften angelegt, auf Politikberatung hin ausgerichtet und der Gründungsdirektor Hellmut Becker akademisch kaum profiliert.

In dem Vortrag soll den Gründen für die Institutionalisierung der Bildungsforschung in der MPG nachgegangen werden. Im Zentrum steht dabei weniger die Passung Beckers zur MPG, sondern der Ansatz der Bildungsforschung. Er soll in bildungs- und wissenschaftshistorischen Kontexten verortet, vor allem aber komplementär zur Programmatik der 1968 beschlossenen Gründung des MPI zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg gedeutet werden. Leitthese ist, dass sich an dieser Geschichte der Versuch zur Institutionalisierung einer spezifischen, u.a. in der Tradition der Idee einer ‚Einheit der Wissenschaften‘ stehenden Forschungsform zur Bearbeitung von Problemen einer wissenschaftlich-technisch bestimmten Welt aufzeigen lässt. Sie überschritt in der MPG für einige Jahre disziplinäre Grenzziehungen zwischen den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften, wurde aber bereits in den 70er Jahren in Richtung einer re-disziplinierten, empirischen Sozialforschung hin transformiert.

Vorgestellt werden Ergebnisse aus der in der Publikationsvorbereitung befindlichen Studie „Das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in der Ära Hellmut Beckers, 1958–1981. Zur Genese und Transformation einer interdisziplinären Sozialwissenschaft im Kontext der MPG“, die im Zusammenhang des Programms „Geschichte der MPG 1948–2002“/MPIWG durchgeführt wurde.

/ Lydia Schmuck, Berlin

Ästhetik als „Denkweise und Denkstil“. Die Ästhetischen Grundbegriffe und das Konzept transversalen Wissens von Carlo Barck

Das Konzept ‚transversalen Wissens‘ bildet die Basis für das Wörterbuchprojekt Ästhetische Grundbegriffe (ÄGB), bei dem Barck geschäftsführender Herausgeber war. In Anlehnung an Welsch (2007 [1990]) und Rancière (1998) begreift Barck Ästhetik als „Denkweise und Denkstil im Medium sprachlicher, bildlicher, akustischer, taktiler sinnlicher Wahrnehmungen“ (Barck 2004: 247) und schafft dadurch einen Ästhetik-Begriff, der transversale Wissenszugänge ermöglicht. Auf Basis dieses geöffneten Ästhetik-Begriffs werden die Grundbegriffe „semantische Schauplätze sozialer Wertbildungen und damit Indizien sozialer Zusammenhänge“ (Barck et al 2000–2005, Bd. I: XI). So wird etwa das Lemma ‚Wunderbar‘ zu einer Wissenskategorie, die Religion und Aufklärung, (heroisierende) Selbstbeschreibung und (stigmatisierende) Fremdbeschreibung ebenso zusammenführt wie wissenschaftliche Erkenntnis und hermetisches Wissen. In die „europäische Perspektive“ (ebd.: VII) der ÄGB wird offenbar bereits die postkoloniale Kritik einbezogen und damit ein Ansatz für kritische Reflexion des kolonialen Ursprungs der Geisteswissenschaften angelegt, wie sie jüngst etwa von Ahmed (2018) und Allen (2019 [2016]) gefordert wird.

Vor diesem Hintergrund soll mit dem Beitrag das subversive Potential der ÄGB in den Blick genommen werden und danach gefragt werden (1) wie Geisteswissenschaft, Naturwissenschaft und Medienwissenschaft zusammengeführt werden; (2) welche Rückschlüsse die ÄGB als ‚Wende-Projekt‘ auf die Wissenschaftsgeschichte zwischen Ost- und Westdeutschland zulassen und (3) welche Ansätze einer Kritik der *Colonial Foundation of the Humanities* (Ahmed) sich finden lassen.

/ Niki Rhyner, Zürich

Das Feld in den applied humanities: Ethnografisch-historische Feldforschungen in europäischen Peripherien nach 1945

Geisteswissenschaftler*innen um 1950 vermutet man meistens bei der Textarbeit in Bibliotheken und Archiven – und nicht unterwegs im „Feld“. Die Erfahrung mit einem spezifischen Feld prägte jedoch, so die These des Beitrags, die Neuausrichtung einer kleinen deutschsprachigen Disziplin, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg auf der

Suche nach einer neuen Fachidentität zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften befand: die Volkskunde. Dieses Feld waren die wirtschaftlichen Peripherien Europas – eine geographische Zuschreibung, die in Zeiten der Entwicklungs- und Wachstumsökonomie nach 1945 zum Instrument der Industrialisierungspolitik der europäischen Nationalstaaten wie auch supranationaler Organisationen wurde. Forscher wie Rudolf Braun, Arnold Niederer und Hermann Bausinger untersuchten, welche Bedingungen und Widerstände sich der industriellen Transformation des ländlichen Raums – in landwirtschaftlichen, alpinen und vor-städtischen Zonen – und seiner Bewohner*innen stellten.

Die praktische Erfahrung mit Industrialisierungsmaßnahmen brachte dabei einen neuen Untersuchungsgegenstand hervor: In der Forschung entstanden die „kleinen Leute“, die nicht mehr dasselbe waren wie das „Volk“, zumal dieser Begriff durch die Zeit des Nationalsozialismus höchst problematisch war sowie durch innereuropäische Migrationsbewegungen in Frage gestellt wurde. Damit ging die methodisch-technische Modernisierung des Fachs einher, wo nun mit Dokumentationsmitteln wie dem Fotoapparat gearbeitet, die Praktiken der Beobachtung und des Gesprächs erneuert und soziologische und ethnologische Theoreme rezipiert wurden. Die historisch-volkskundlichen Feldforschungen werden im Beitrag in zwei Richtungen beleuchtet: Welche Rolle spielte die Forschung im Feld für die Situierung der Volkskunde zwischen Ethnologie, Geschichte und Soziologie? Und umgekehrt, wie wichtig war das ‚ethno-historische Feld‘ für die Geisteswissenschaften als angewandte Wissenschaften?

Sektion X

Computer, Informatik und Geisteswissenschaften

/ Organisation: Rudolf Seising, München

Mit dem Aufkommen der Digitalcomputer zur Mitte des 20. Jahrhunderts und der damit entstehenden Computerwissenschaft „Informatik“ stand die Einordnung dieser Disziplin in die Dichotomie Naturwissenschaften / Geisteswissenschaften zur Disposition. Einerseits kam es in dieser neuen Disziplin zu interdisziplinären Forschungen mit sowohl natur- und technikwissenschaftlichen auch als geisteswissenschaftlichen Einflüssen und Anteilen, darunter beispielsweise die Kybernetik und die Systemtheorie, später die Künstliche Intelligenz und die Kognitionswissenschaft.

Andererseits setzte eine Computerisierung vieler wissenschaftlicher Disziplinen ein, und zwar nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften, z. B. mit maschineller Sprachverarbeitung und Computerlinguistik bzw. mit der kognitiven Modellierung in der Psychologie.

Die Informatik selbst ist ein Beispiel für eine wissenschaftliche Disziplin, die sich im ausdifferenzierten Wissenschaftssystem nicht eindeutig zuordnen lässt. Sie hat

mathematisch-logische und ingenieurwissenschaftliche Wurzeln und erste Professuren wurden von Vertretern aus der Mathematik, Physik, Nachrichtentechnik und Linguistik besetzt.

In den 1960er Jahren bildet sich das Berufsbild der Programmierer*in als "Ingenieur abstrakter Objekte" heraus. Das Produkt dieser Arbeit ist Software. Als kreatives, immaterielles, „geistiges“ Element der Informatik ist diese die Verbindung zu den Geisteswissenschaften. Analogiebetrachtungen zwischen natürlichen und technischen Systemen und die Computermetapher öffneten das Feld für philosophische Fragestellungen zu möglichen „künstlichen Intelligenzen“ und dem Verhältnis von Mensch und Maschine.

Ob und inwieweit Aspekte des Computereinsatzes und der Informatik die Grenzen zwischen Natur- und Ingenieurwissenschaften einerseits und Geisteswissenschaften andererseits auflösen, ist Gegenstand dieser Sektion.

/ Amelie Mittlmeier, München

Die Debatte zum Wissenschaftscharakter der Computer Science in den USA, 1960-1980

Als sich die Informatik, bzw. Computer Science, in den 1960er Jahren an mehreren U.S.-amerikanischen Universitäten etablierte, stellten sich Computer-Fachleute die Frage, um welche Art von Wissenschaft es sich handelte. Was war ihr Gegenstand, mit welchen Methoden konnte er untersucht und durch welche Theorien beschrieben werden?

Der Vortrag wählt als Ausgangspunkt einen einflussreichen Aufsatz von Alan J. Perlis, Allen Newell und Herbert A. Simon aus dem Jahr 1967, worin sie den Computer und seine Programmierung zum Kern eines neuen Faches und Forschungsprogramms erklärten. Dies war längst nicht unumstritten: so sahen viele andere natur-, ingenieur-, und geisteswissenschaftliche Disziplinen den Computer vor allem als Hilfsmittel der (eigenen) Forschung, jedoch nicht als Forschungsgegenstand. Der Vortrag rekonstruiert die U.S.-amerikanische Debatte und zeigt den Beitrag einer kleinen Gruppe, der großen Einfluss darauf nahm, wie sich Informatik, bzw. Computer Science, im Weiteren entwickelte.

/ Rudolf Seising, München

Informatik, Künstliche Intelligenz und Geisteswissenschaft

1971 nannte der Österreichische Informatik-Pionier Heinz Zemanek die Informatiker „Ingenieure abstrakter Objekte“ und 1974 definierte der Münchner Informatik-Pionier Friedrich L. Bauer seine wissenschaftliche Disziplin als „Ingenieur-Geistes- bzw. Geistes-Ingenieurwissenschaft“ („IGGI“). Sie sei die „Wissenschaft von der

Programmierung der Informations- das heißt Zeichenverarbeitung“ und ihre Resultate wären Programme. Programme sind aber keine materiellen, sondern abstrakte Objekte, weshalb Bauer und Zemanek der Informatik die oben erwähnte Janusköpfigkeit zuschrieben. Ging es Bauer um den speziellen Ingenieurgeist der Informatiker*innen, also um das Verständnis der informatischen Denkweise oder ging es ihm um ein ingenieurmäßiges Erfassen des menschlichen Geistes, also darum, natürliche Prozesse mit Programmen zu rekonstruieren? Letzteres beträfe die Versuche, kognitive Prozesse, Denken und Lernen zu imitieren. Bauers damals ablehnende Haltung gegenüber den Forschungen zur Künstlichen Intelligenz (KI) legt die erste Deutung nahe.

Gegen einige Widerstände hat sich die KI in den 1980er Jahren als Teilgebiet der Informatik etabliert. Intelligente Verhaltensweisen des Menschen sollen im Computer simuliert werden, bald aber wurde KI auch so verstanden, dass Computerprozesse Denkprozesse imitieren könnten. Kann ein Computer intelligent sein, denken, Bewusstsein haben? Einige KI-Pioniere beschäftigten sich in diesem Zusammenhang mit dem Phänomen des Geistes bzw. den Geisteswissenschaften.

/ Florian Müller, München

Der Computer in der bundesdeutschen Linguistik

Anfang der 1960er Jahre begannen Sprachwissenschaftler in der Bundesrepublik den Computer im Kontext ihrer Forschungen einzusetzen. Zu dieser Zeit begannen die Wissenschaftler*innen sich verstärkt für gegenwartsbezogene und formalistische Aspekte von Sprache zu interessieren. In diesem Zusammenhang sollte der Computer einerseits die Möglichkeit eröffnen linguistische Theorien zu testen. Andererseits versprach man sich von seinem Einsatz aber auch konkrete Arbeitserleichterungen. Gleichzeitig gab es von Anfang an von außerhalb der Wissenschaft großes Interesse an natürlichsprachigen Anwendungen, zunächst vor allem im Bereich der maschinellen Übersetzung, ab den 1970er Jahren zusätzlich an Dialogsystemen, die die Mensch-Maschine-Interaktion erleichtern sollten. Entsprechend wurden Projekte der maschinellen Sprachverarbeitung von Seiten des Wissenschaftsministeriums mit dem expliziten Anspruch auf Anwendbarkeit stark gefördert. Unter anderem führte dies dazu, dass in vielen Projekten der Fokus auf Anwendung gelegt wurde und die linguistische Forschung weniger wichtig wurde. In diesem Kontext nahmen dann ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre die Informatik und die sich ab 1975 in der Bundesrepublik etablierende KI-Forschung eine wichtige Rolle in der maschinellen Sprachverarbeitung ein.

Der oben beschriebene Prozess soll im Vortrag am Beispiel der Forschungen des Instituts für deutsche Sprache verdeutlicht werden.

/ Helen Piel, München

Die „Interdisziplin“ Kognitionswissenschaft

Die Kognitionswissenschaft (KogWis) ist – je nach Sichtweise – eine Disziplin, eine „Interdisziplin“, oder ein interdisziplinärer Zusammenschluss, die bzw. der sich mit der Frage der Kognition in natürlichen und künstlichen Systemen befasst. Dabei ist eine Grundannahme, dass Kognition nach den Prinzipien der Informationsverarbeitung funktioniert, und kognitive Modellierung stellt eine Hauptmethode dar. Die beteiligten Disziplinen lassen sich dabei sowohl den Geistes- als auch den Naturwissenschaften zuordnen: die Informatik, Psychologie, Linguistik, Philosophie, Anthropologie und die Neurowissenschaften. Und KogWis als Ganzes? Ein Blick in die DFG-Förderungen kognitionswissenschaftlicher Projekte seit den 1980er Jahren zeigt, dass zumindest dort die Antwort lautet: die Kognitionswissenschaft ist eine Geisteswissenschaft. Denn die DFG fördert fast ausschließlich in der Sparte „Geisteswissenschaften“: drei Schwerpunktprogramme, drei Graduiertenkollegs, eine Forschungsgruppe und ein Sonderforschungsbereich. Nur ein Graduiertenkolleg, das sich mit Kognition und Informationsverarbeitungsprozessen im Menschen befasst, findet sich in der Sparte „Biologie und Medizin“. Bezugnehmend auf den von Werner Tack 1997 für die KogWis vorgeschlagenen Begriff „Interdisziplin“ sowie die Informationsverarbeitung und Nutzung des Computers als verbindende Elemente innerhalb der KogWis untersucht dieser Vortrag mögliche Grenzauflösungen zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften.

SEKTION XI

Jenseits des Terrazentrismus: Kartographien der Meere und das Wissen von der Globalität der Welt im 19. Jahrhundert

/ Organisation: Iris Schröder und Felix Schürmann, Erfurt

Für immer mehr Menschen kam im 19. Jahrhundert in der Betrachtung von Meeresgebieten eine neuartige Welt zum Vorschein – eine Welt, die sich in maßgebenden zeitgenössischen Wahrnehmungen vor allem durch die Verdichtung des Schiffsverkehrs und die Verlegung transozeanischer Telegraphenkabel zu einem globalen Kontinuum zusammenzufügen schien. Einen eminenten Beitrag zur Ausformung eines solchen an Konnektivität orientierten Weltverständnisses leistete eine neue, an den Gütekriterien einer messenden und standardisierenden Geographie orientierte Kartographie der Meere: Indem sie anhand von Dampferlinien, Strömungen, Transportketten, Winden oder etwa Walvorkommen systemische Verbindungen zwischen den Ozeanen zum Vorschein brachte, führte sie die neue Globalität so anschaulich vor Augen wie kaum ein anderes Medium. Dafür wegbereitende Kartographen wie der in Gotha tätige August Petermann betonten, dass erst ein physisch-geographisches Verständnis der Meere die Voraussetzungen

dafür schaffe, die durch den maritimen „Weltverkehr“ hervorgebrachten sozialen, ökonomischen und politischen Transformationen zu begreifen. Auf diese Weise verschränkte die so orientierte Kartographie die Ozeanographie mit der Humangeographie und verband so auch natur- und geisteswissenschaftliche Perspektivierungen des Meeresraums. Die Medialisierung der Meere durch Karten als konstitutiv für die Herausbildung von Globalitätsbewusstsein zu begreifen verhilft dazu, so die für dieses Panel leitende These, die Befangenheit wissens- und globalgeschichtlicher Forschungen in terrazentrischen Vorannahmen kritisch zu hinterfragen.

/ Sybilla Nikolow, Bielefeld

„Die Bouvets liegen vor uns! “: Die Kartierung einer besonders abgelegenen und unbewohnbaren Insel im Südatlantik durch die Deutsche Tiefsee-Expedition 1898/99

Anhand von schriftlichen und bildlichen Quellen diskutiert der Vortrag die Kartierung der kleinen Insel Bouvet durch die Valdivia-Expedition 1898 als einen wissenshistorischen Prozess, in dem sich Praktiken des Beobachtens, Verzeichnens, Sammelns, Messens und Aufschreibens mit einer materiellen Kultur von Geräten, Instrumenten und Apparaten verbanden. Im Ineinandergreifen beider Ebenen entstand eine Karte der Insel, die das Narrativ einer bedeutenden (Wieder-)Entdeckung öffentlichkeitswirksam visualisierte. Doch schon die vorgängige Operation, die Bouvetinsel als Objekt einer Suche zu erzeugen, stützte sich auf verschiedene Typen von Karten (Seekarten, Detailkarten, Übersichtskarten), ebenso die nachfolgenden Bestrebungen zur Erforschung der Insel. So betrachtet bringt der Fall der Bouvetinsel zeittypische Verfahren, Funktionsmechanismen und Alltagsroutinen ozeanographischer Feldforschung exemplarisch zum Vorschein und erweist, so die These, dass der Umgang mit Karten die Wissenserzeugung in all ihren Handlungen durchdrang.

/ Iris Schröder, Erfurt

Petermanns Inseln: Karten, Wissenschaft und die Politik des Pazifik Mitte des 19. Jahrhunderts

Als August Petermann 1857 eine Karte des „Grossen Ocean[s]“ veröffentlichte, betrat er gleichsam wissenschaftliches Neuland. Denn bislang galt kartographische Aufmerksamkeit vorrangig den kontinentalen Landmassen. Mitte des 19. Jahrhunderts änderte sich dieses Verfahren, da nun die Weltmeere im Zuge des entstehenden „Weltverkehrs“ als Verbindungsräume wahrnehmbar werden sollten. In Zusammenhang mit einer neuen wissensbasierten Erkundung avancierten die Meere hierbei zum epistemischen Objekt – einem Objekt, das gleichwohl nicht ohne Weiteres handhabbar und verfügbar sein sollte.

Der Beitrag diskutiert die zeitgenössischen Genealogien der sich ausbildenden Ozeanographie anhand von Karten. Ausgangspunkt sind August Petermanns Karten des Pazifik. Für die frühe Ozeanographie – so die These – boten diese einen neuen Blick auf die Meere und Ozeane. Sie avancierten hierbei zu „little tools of knowledge“ (Becker/Clark), erlaubten sie doch eine variable, gleichsam immer wieder versuchsbasierte Visualisierung unterschiedlichster Daten auf einem Blatt zu vereinen. Die experimentell zu verstehenden Karten Petermanns lassen unterschiedliche Verfahren erkennbar werden, als wissenschaftliche Bilder Evidenz zu erzeugen. Zugleich geben sie aber auch den Blick frei für eine sich ausbildende Ozeanographie, die diesseits wie jenseits des Terrazentrismus operierte und das auch, weil sie sich unmittelbar in frühe geostrategische wie auch geopolitische Diskurse einschrieb.

/ Felix Schürmann, Erfurt

Vom Kopf der Schlange zur Einheit der Welt: Kartierungen verschwimmender Übergänge an der Kongo-Mündung, 1859–1887

Das Mündungsgebiet des Kongos, nicht mehr Fluss und noch nicht Meer, nimmt sowohl in hydrologischer als auch in historischer Hinsicht die Stellung einer Zone des Übergangs und des Dazwischen ein. Im Zuge der Transition vom Sklavenhandel zur Extraktion natürlicher Ressourcen im westlichen Zentralafrika entwarfen Geographen, Marineoffiziere und Forschungsreisende aus Europa in der zweiten Jahrhunderthälfte, mithin ab den 1850er Jahren, neue Karten dieses Gebiets, die dessen zunehmende Bedeutung als Portal der kolonialen Globalisierung reflektierten. Der Vortrag diskutiert, wie und warum sich der kartographische Blick von den Erfordernissen eines informierten Navigierens auf die Projektion imperialer Macht verlagerte und wie er sich in den 1870er Jahren weiter auf die Herstellung geographischer Übersicht verschob. Wie also haben Karten die im natur- wie im sozialräumlichen Sinne verschwimmenden Übergänge im Mündungsgebiet modelliert? Welche Bestandteile des Meeres, des Flusses und des Landes brachten sie zum Vorschein, in welche Relationen setzten sie diese zueinander? Indem die Karten das Raumwissen und die Meeresdeutungen der im Mündungsgebiet lebenden BaKongo nihilierten, entwarfen sie, so ein Fazit, die neue behauptete Ganzheitlichkeit der Welt mit einem eurozentrischen Duktus. Überdies beschwiegen sie auch die Gewalt, mit der die Kolonialmächte das Gebiet als Möglichkeitsraum verfügbar zu machen suchten.

SEKTION XII

Sozialistische (Inter-)Disziplinarität? Organisatorische und praktische Aspekte der Gesellschaftswissenschaften und ihrer Grenzbereiche in der DDR

/ Organisation: Friedrich Cain, Wien und Anne Kluger, Münster

Die Sektion untersucht die Entstehung und Entwicklung bzw. Ausdifferenzierung vornehmlich geisteswissenschaftlicher Forschungszusammenhänge, die im Zuge der Zentralisierungs- und Professionalisierungstendenzen im DDR-Wissenschaftsbetrieb seit den 1970er Jahren geschaffen wurden. Insbesondere an den neuen Zentralinstituten der Akademie der Wissenschaften der DDR (bis 1972 Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin) sowie in internationalem Austausch wurden methodische und theoretische Ansätze aus traditionellen Disziplinen herausgelöst, um in neuen (institutionellen) Kontexten miteinander verbunden zu werden oder um neue Großthemen in den Blick zu nehmen. Diese neuen Kontexte wurden sehr unterschiedlich präsentiert und umgesetzt: als gleichberechtigte Interdisziplinarität, als gezielter Import spezifischer Methoden – teils in hierarchischen Verhältnissen von Kerndisziplinen und Hilfswissenschaften gedacht – oder auch als ganz neue Disziplinen.

In vier Fallstudien werden die Entstehungskontexte und Konsolidierungsversuche solcher Forschungszusammenhänge untersucht. Statt jedoch nach etwaigen Re-Strukturierungen vermeintlich abgeschlossener Felder – etwa Wissenschaft und Ideologie – zu fragen, wird es im Sinne einer politischen Epistemologie darum gehen, exemplarische Brüche, Überlagerungen und Verknüpfungen aufzuspüren und das Austarieren disziplinärer Selbstverständnisse und Fremdverhältnisse in den Blick zu nehmen. Positionierungen zu (neuen) ideologischen Prämissen sollen als Bezugspunkt methodischer und theoretischer Innovation oder Zusammenarbeit analysiert werden, um gängige Narrative wie die Übernahme soziopolitischer Verantwortung, taktischer Annäherung oder die Errichtung von Fassaden zum Schutze eigentlicher, ggf. ‚reiner‘ Forschung zu hinterfragen.

Ziel der Sektion ist es also, die mehrdimensionalen Verknüpfungen von individuellen und institutionellen Ebenen genauer auszumessen, etwa zwischen staatlicher Wissenschaftspolitik, disziplinären Traditionen, internationalem Austausch und Akteursperspektiven. Damit sucht die Sektion, eine Brücke zwischen jüngeren Untersuchungen zur Forschungsorganisation in der DDR und politisch-epistemologischen Fragestellungen zu schlagen. Als Beitrag zur Geschichte einer interdisziplinären Wissenschaftspraxis, aber auch von Forschungsförderung und -organisation ist sie an Momenten interessiert, in denen sich die Entwicklung der Wissenschaften in der DDR als multivektoraler Prozess darstellt. Dabei geht es auch um die Frage, inwiefern die metaphorische Ab-/Eingrenzung der Geistes- und Sozialwissenschaften (bzw. der Gesellschaftswissenschaften) in der DDR als ‚Socialist

Humanities‘ im Sinne einer historisch-epistemologischen Kategorie tragfähig sein könnte.

Die einzelnen Beiträge untersuchen Konstellationen, in denen Zuständigkeiten bestimmter Wissenschaftsbereiche verändert oder die Funktion von bzw. Wissenschaft schlechthin zum Gegenstand spezifischer Reflexionen wurden. Diese konnten etwa Geschichte, Aufgaben, Aufbau – einschließlich der Trennung und Verschränkung – von Einzeldisziplinen betreffen, wie das Beispiel der Archäologie zeigt, die Anne Kluger auf institutioneller und diskursiver Ebene untersucht. In diesem Zusammenhang konnten aber auch ganz neue Meta-Reflexionen projiziert werden, etwa die Wissenschaftswissenschaft, die Friedrich Cain in den Blick nimmt. All dies lässt sich anhand der vielfältigen, meistens mehrdimensionalen Selbstbehauptungsstrategien einzelner Akteure oder Institutionen verfolgen, die sich mitunter als Teil der wissenschaftlichen Welt oder als Auftraggeber von Forschung bzw. Nutzer ihrer Ergebnisse verstanden. Oft genug wurden Binnendifferenzierungen rekonzipiert oder aber ‚das Wissenschaftliche‘ neu auf vermeintliche Außenbereiche bezogen, wie Isabell Schrickel anhand des Forschungsprogramms „Mensch und Umwelt“ zeigt. Gleichzeitig lassen sich auch Versuche der Konservierung oder Abschottung, ggf. auch hinter Fassaden, beobachten, wie Simon Groth im Hinblick auf die Positionierung der ostdeutschen Mediävistik in den 1970er Jahren gegenüber dem interdisziplinären Forschungsgegenstand des „Feudalismus“ diskutiert.

/ Simon Groth, Bonn

Vom Nutzen und Nachteil des Feudalismus für das Mittelalter. Die Konsequenzen ostdeutscher Forschungsorganisation für das disziplinäre Selbstverständnis der Mediävistik

Das disziplinäre Selbstverständnis der Mediävistik war in der DDR vor die spezifische Herausforderung eines uneindeutigen Untersuchungsgegenstandes gestellt. Während in der sowjetischen Geschichtswissenschaft der Begriff ‚Feudalismus‘ als Synonym für das ‚Mittelalter‘ gebraucht wurde, setzte sich diese Nomenklatur in der DDR nicht durch. Vielmehr wurde dort, beispielsweise bezüglich der Lehrstuhldenominationen, an der klassischen, ‚bürgerlichen‘ Epochentrias Antike – Mittelalter – Neuzeit in der Regel festgehalten. Obwohl die bei Karl Marx und Friedrich Engels entlehnte Vorstellung sich ablösender Gesellschaftsformationen von der (germanischen) Urgesellschaft über die antike Sklavenhaltergesellschaft und den Feudalismus hin zum Kapitalismus sowie der sich daran anschließenden Erlösung im Sozialismus/Kommunismus dem gegenüberstand, blieb das ‚Mittelalter‘ als Meronymie (teilweise auch als ungefähres Synonym) des ‚Feudalismus‘ als Epochenbegriff in der kanonischen Form bestehen (wenngleich mitunter als ‚sogenanntes‘ relativiert). Der zeitlich und räumlich darüber hinausgreifende ‚Feudalismus‘ war als Untersuchungsgegenstand somit keineswegs die ausschließliche Domäne der

Mediävistik, sondern ein interdisziplinärer ‚Forschungsgegenstand‘. Nicht alle Äußerungen zum Feudalismus bezogen sich folglich auf das ‚Mittelalter‘, aber alle Äußerungen zum Mittelalter waren in den Kontext des Feudalismus eingebunden.

Vor diesem Hintergrund sollen den epistemologischen und institutionellen Konsequenzen dieses Spannungsverhältnisses am Beispiel des Wissenschaftsbereichs ‚Feudalismus‘ am 1969 gegründeten Zentralinstitut für Geschichte der Akademie nachgegangen werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, welche Vor- und welche Nachteile einem traditionellen Fachbereich wie der Mittelalterlichen Geschichte aus dieser neuartigen Konfiguration erwachsen, die zwar ideologisch fundiert war, aber zugleich durchaus auch einer inhaltlichen Periodisierungslogik unterlag.

/ Anne Kluger, Münster

„Dieser Prozeß ist offensichtlich noch im Gange.“ Zur disziplinären Selbstverortung der Archäologie in der DDR

In den „Bemühungen um Selbstverständigung über Gegenstand, Methoden und Rolle der Archäologie“ (1977) erkannte der führende ostdeutsche Prähistoriker Joachim Herrmann Ende der 1970er Jahre eine produktive Aufgabe und andauernde Herausforderung für sein Fach. Sie stellte sich seiner Einschätzung nach insbesondere angesichts der Geschichte der Archäologie mit ihren Anfängen als historische Hilfsdisziplin, der engen methodischen Anknüpfung an verschiedene Naturwissenschaften und ihren ‚bürgerlichen‘ bis nationalistischen Irrwegen im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem disziplinären Selbstverständnis gab aber nicht nur die Fachvergangenheit Anlass, denn 1969 erfolgte im Rahmen der Akademiereform die Gründung des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie (ZIAGA), das die Koordination der archäologischen und altgeschichtlichen Forschung der DDR übernehmen sollte.

Daran anknüpfend beleuchtet der Vortrag, welche Rolle interdisziplinären Prämissen auf der Ebene der Organisationsstruktur des ZIAGA zukam und welche Fragestellungen und/oder Themen dabei als Rahmungen fungierten. Weiterführend wird der Frage nachgegangen, wie die disziplinäre Selbstverortung der Archäologie in der DDR in diesem Kontext auf diskursiver Ebene ausgestaltet wurde, d. h. welche Anknüpfungen und Abgrenzungen etwa zur Geschichtswissenschaft oder zu naturwissenschaftlichen Methoden bemüht wurden und in welche größeren Zusammenhänge (der Gesellschafts-, Geistes- und Naturwissenschaften) die Archäologie eingeordnet wurde. Von besonderem Interesse ist dabei, wie die politischen Rahmenbedingungen und ideologischen Prämissen in Überlegungen zur Archäologie als Forschungsdisziplin einbezogen wurden. Als ‚Gründungsmitglied‘ und Direktor des ZIAGA sowie als Beteiligter an von ihm als „interdisziplinär“ kategorisierten Forschungsprojekten stellt Herrmann ein erkenntnisversprechendes Fallbeispiel für diese Fragen dar.

/ Friedrich Cain, Wien

„Produktion – Forschung – Produktion“: Disziplinierung und Verantwortung (in) der Wissenschaftswissenschaft der DDR

Der Beitrag beleuchtet die sog. Wissenschaftswissenschaft, die ab etwa 1970 als Forschungszusammenhang aufgebaut und aus verschiedenen Richtungen legitimiert wurde. Die neue Disziplin sollte Wissenschaft holistisch erforschen und frühere Perspektiven integrieren. Methodologisch-theoretische Überlegungen einzelner Disziplinen schienen überholt, seitdem Wissenschaft im 19. Jahrhundert zum entscheidenden Aspekt von Moderneerzählungen aufgestiegen war. In den sozialistischen Staaten hatte man dies bis in die 1960er Jahre als „Wissenschaftlich-technische Revolution“ auf den Punkt gebracht und detaillierte, breit abgestützte Kenntnis von Prozessen der Forschung als programmatische Grundlage guter Entscheidungen im sozialistischen Staat etabliert.

Im Rahmen der neuen Disziplin wurde Wissenschaft gleichzeitig zum Gegenstand, Werkzeug und Interventionsfeld. Um der umfassenden Rolle des Gegenstands gerecht zu werden, sollte statt einer Pluralität von Disziplinen eine Gesamtdisziplin verantwortlich sein, die es zu organisieren galt. Der Beitrag kontrastiert programmatische Texte der Wissenschaftswissenschaft mit einem spezifischen Versuch der Umsetzung, nämlich einer in den späten 1970er Jahren laufenden Studie am Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft der Akademie, die an einem agrarwissenschaftlichen Beispiel das Ziel verfolgte, einen Forschungsprozess in Gänze zu erfassen und dabei (wissenschafts-)historische Methoden mit Ansätzen teilnehmender Beobachtung, Interviews, Systemanalysen usw. zu verbinden. Dabei soll insbesondere der Umgang mit einer (befürchteten) Inkommensurabilität disziplinenübergreifender Forschung, aber auch das Verhältnis von Wissenschaft und ihren Außenbereichen, etwa Politik und Produktion, beleuchtet werden.

/ Isabell Schrickel, Lüneburg

Von der Wirtschaftsgeschichte zur Umweltforschung – Hans Motteks „Problemkomplex Mensch und Umwelt“ im internationalen Kontext

Hans Mottek wurde 1910 in Posen geboren, studierte in Freiburg und Berlin Rechtswissenschaften und emigrierte 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft zunächst nach Palästina und dann nach London, wo er an der LSE Seminare in Ökonomie und Geschichte belegte. 1946 übersiedelte er nach Ost-Berlin und etablierte die Wirtschaftsgeschichte als Disziplin in der DDR – sowohl institutionell wie auch fachlich mit seiner dreibändigen, international wahrgenommenen „Wirtschaftsgeschichte Deutschlands“ (1954-1974). Um 1970, zum Ende seiner akademischen Laufbahn, begann Mottek, mittlerweile Akademiemitglied, sich für die Einrichtung eines

„interdisziplinären“ Forschungsprogramms „Mensch und Umwelt“ zu engagieren. Der Vortrag diskutiert Motteks Konzeptualisierung des „Problemkomplexes“ sowohl im umweltpolitischen Kontext der DDR wie auch im Kontext internationaler Debatten, die etwa seit 1972 am International Institute for Applied Systems Analysis (IIASA) in Laxenburg bei Wien geführt wurden. Mottek war häufig zu Gast am IIASA und traf hier Wissenschaftler aus Ost und West, auch die Weltmodellierer des Club of Rome. Er beteiligte sich u.a. an Planungskonferenzen für das von C.S. Holling geleitete Ökologieprojekt am IIASA. Gefragt wird einerseits wie Mottek am IIASA auftrat und welchen Einfluss er hatte und außerdem welche Rückwirkung seine Beiträge auf seine Bestrebungen hatten, eine „integrierte“ Umweltforschung in der DDR zu etablieren?